Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

BÜCHER SAMMLUNG VON

HANS R. SCHULZE

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Humoreske „Der Verlobungsbraten“
von Julius Knopf. (S. 7)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Zwölfter Band

MDCCCXC

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Der Verlobungsbraten

Humoreske von Julius Knopf

Mit Bildern von Max Vogel (Nachdruck verboten)

Es stand in der Meinung der Leute ziemlich fest, daß Annaliese Küster die Auserwählte des jungen Doktors Hermann Wagner sei. Teils dieserhalb, teils außerdem. Dieserhalb, weil Annaliese Küster ein bildhübsches, reizendes, wenn auch noch sehr junges Mädchen war, das das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht hatte; und außerdem, weil Doktor Wagner, dessen ärztliche Praxis allerdings noch bedeutend zu wünschen übrig ließ, als ein gediegener, ernsthafter und etwas schwerfälliger junger Mann bekannt war, der keinem Mädchen den Hof machte, wenn ihn nicht die sogenannten ehrlichen Absichten erfüllten.

Und es war nicht zu verkennen, daß der junge Mann das schöne Mädchen umwarb, gründlich und ausgiebig. In allen Ehren natürlich. Dafür bürgte nicht allein der gefestigte Charakter des Arztes und der reine Sinn seiner Angebeteten, sondern auch das wachsame Auge der Frau, die sich im Innern ihres hoffenden Herzens bereits als seine Schwiegermutter fühlte.

Frau Küster hielt gestrenge Wacht über ihr Kind. Das wäre ja bei der gehorsamen Annaliese, die keineswegs an heimliche Stelldichein dachte, gar nicht nötig gewesen, aber Frau Küster sagte sich: besser ist besser. So ließ sie denn ihre Tochter nur in den seltensten Fällen, wenn es durchaus nicht anders ging, aus den scharfen Augen, von denen jeder Blick ein Röntgenstrahl war.

Die zu erwartende Verlobungsangelegenheit war insofern etwas verwickelter Natur, als noch ein zweiter Bewerber um die Gunst Annalieses vorhanden war. Zwar kein Studierter — ein Stand, der Frau Küster

gewaltige Achtung einflößte — dafür aber ein sehr wohlhabender Mann, mit dessen Gewichtigkeit sich der vermögenslose Arzt nicht messen konnte.

Herr Mehring war Fabrikbesitzer. Er fabrizierte Haus-, Wasch- und Toilettenseifen jeder Art, war also sozusagen ein Träger der Kultur bei den zivilisierten, ein Pionier der Kultur bei den unzivilisierten Völkern.

Gleich dem Doktor hatte sich auch Herr Mehring noch nicht erklärt. Doch es war zu erwarten, daß er diese unumgängliche Förmlichkeit demnächst erfüllen würde.

Annaliese schwankte zwischen beiden Bewerbern. Der Schmiß auf der rechten Backe des Arztes machte sich äußerst schneidig und kam ihr ungeheuer anziehend vor. Dazu trat noch, daß Doktor Wagner bedeutend jünger war als der Fabrikant. Dieser wiederum hatte ein so einnehmendes, herzliches Wesen, daß sie sich in seiner Nähe so recht geborgen und zufrieden fühlte. Dazu hatte er wirklich süße, weiche, braune Augen.

So pendelte Annalieses Herz zwischen dem Schmiß des Doktors und den Samtaugen des Fabrikanten noch immer hin und her.

Annalieses Eltern hingegen hatten sich bereits entschieden. Der Vater für den Fabrikanten, die Mutter für den Arzt. Der Mutter waren von Wert Stand und Titel, der Vater erwärmte sich für die gute Fabrik.

So lagen die Dinge unklar und verworren, und der Elternkrieg um den Schwiegersohn tobte hinter Annalieses zartem Rücken.

Doch die Entscheidung schien plötzlich zu nahen.

An einem Sonntagnachmittag war's. Küsters saßen gerade beim Kaffee und ließen sich den trefflichen Napfkuchen munden, den die Frau des Hauses, alter Gewohnheit folgend, immer noch selbst buk.

Da klingelte es.

Das Dienstmädchen kam mit einem Brief. Es war ein Rohrpostbrief. „Für das gnädige Fräulein!" erklang es etwas spitz*).

Annaliese errötete sanft und lieblich, denn sie erkannte die Kritzelschrift des Doktors, der ihr jüngst erst ins Stammbuch selbstgedichtete Verse eingeschrieben hatte, die übrigens von Goethe waren.

Lässig öffnete sie den Brief in schlechtgespielter Gleichgültigkeit. Höchste Neugier erfüllte die Eltern.

Die Tochter las und errötete tiefer. Dann reichte sie das Schreiben der Mutter, die es ihr in ungeduldiger Spannung fast aus der Hand riß.

Annaliese wandte sich nun an den Vater, der erregt sein Stück Napfkuchen zerbröckelte. „Von Herrn Doktor Wagner, Papa. Er schreibt mir, ich möchte doch so gut sein und um halb sieben in der Konditorei von Schniebel sein, wo wir schon öfter gemeinsam mit Bekannten waren. Er habe mir etwas Wichtiges mitzuteilen und diesen Weg gewählt, um mich einmal allein zu sprechen, wozu ihm bisher die Gelegenheit gefehlt habe."

Der Vater machte ein Gesicht, aus dem nichts weniger als volle Zustimmung leuchtete.

Annaliese sah jetzt Frau Küster fragend an. „Darf ich hingehen, Mama?"

„Selbstverständlich, mein liebes Kind," lautete die flinke Antwort. „Ich bin sicher, es gibt eine Verlobung. Was soll der Doktor anderes wollen? Allein gehst du hin, und zu zweien kehrt ihr zurück — das ist sicher, mein Kind."

„Aber wozu denn diese umständliche Geschichte in

---

*) Siehe das Titelbild.

der Konditorei?“ meinte der Vater. „Er hätte doch einfach bei uns um unsere Tochter anhalten sollen!“

„Ach, was verstehst denn du davon!“ Frau Küster warf ihrem Gatten einen hoheitsvollen Blick zu. „Erst muß er sich doch vergewissern, ob Annaliese ihn auch mag. — Also geh, mein Kind, geh mit meinem Segen und komm mit deinem Bräutigam wieder.“ —

Als Annaliese nach sechs

Uhr die Wohnung der Eltern verlassen wollte, musterte Frau Küster draußen auf dem Flur gründlich noch einmal ihre Einzige. Das Kleid saß gut, die Farbe war vorteilhaft, das erregte Gesichtchen noch hübscher als sonst. Also ihre Annaliese würde kommen, gesehen werden — und siegen. Dessen war Frau Küster gewiß in ihrem mütterlichen Stolz und schwiegermütterlichen Hoffen.

Noch einen letzten Kuß und ein letztes Wort: „Also, Kindchen, vergiß nicht, ihn mitzubringen! Ich bereite zu euren Ehren ein feines Abendessen vor: gefüllte Kalbsbrust, die ich eigentlich erst für morgen mittag bestimmt hatte. Aber ich weiß, der Doktor ißt sie gern."

Annaliese ging.

Kaum war sie verschwunden, wollte sich Frau Küster in die Küche begeben, um den verlobungsfestlichen Braten herzurichten. Doch der Gatte hielt sie zurück. „Nicht so voreilig, Madame Küster, vielleicht wird aus der ganzen Sache nichts."

„Das möchtest du wohl!" gab sie gekränkt zurück.

Er strich sich über die gewaltige Platte. „Ich müßte lügen, wenn ich's verneinte. Mir wäre Mehring bedeutend lieber."

„Der Seifenfritze!" höhnte sie. „Willst du deine Tochter Frau Seifenfabrikantin werden lassen, wo sie eine Frau Doktor werden kann!"

Unwillig schüttelte er den Kopf. „Meine Liebe," sprach er mit ernster Stimme, „du leidest an einer schweren, ja, an einer unheilbaren Frauenkrankheit."

„Nanu?" Erschreckt sah sie ihn an. „Ich wüßte nicht, ich fühle mich doch ganz gesund!"

„Und doch bist du krank," fuhr er gewichtig fort, „charakterkrank. Du leidest an der Titelitis. Was heißt denn Doktor? Das ist doch ein Titel, der durch den

jahrhundertelangen Gebrauch schon reichlich abgenützt ist und an Wert bedeutend verloren hat. Ein wohlhabender Fabrikant ist mir unendlich lieber als ein armer Schlucker von einem Doktor. Wie will der junge Mensch denn unser Kind ernähren? Er hat ja selbst noch zu kämpfen, und die Mitgift Annalieses ist doch nur sehr bescheiden."

Frau Küster lächelte überlegen. „Da werden die Kinder mit der Heirat eben noch warten. Ich gehe jetzt in die Küche und mache den Braten zurecht."

Sie überließ den unbequemen Ehegatten seinem Schicksal, das er sich einstweilen durch das Lesen der Sonntagszeitung verschönte.

* * *

Acht Uhr bereits. Ungeduldig harrte Frau Küster des jungen Paares, hoffnungsfroh und erwartungsvoll, mit gezücktem Muttersegen und fertiger Kalbsbrust.

Herr Küster saß gleichmütig auf dem Sofa. Er rauchte behaglich seine Sonntagszigarre, Kuba mit Havannaeinlage zu fünfzehn Pfennig das Stück. Er war Fatalist und sagte sich: Was kommen muß, wird kommen. Also warten wir und rauchen wir.

„Wo nur die Kinder bleiben?" sagte Frau Küster endlich unruhig.

Er erwiderte nichts, sondern räusperte sich nur und paffte weiter.

„Wie kann man nur so gleichgültig sein!" eiferte sie. „Ich vergehe vor Aufregung, und du streckst dich auf dem Sofa und qualmst."

Herr Küster ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Ich will nichts vor dir voraushaben. Wenn's beliebt — auf dem Sofa ist auch noch Platz für dich. Und wenn du eine Zigarre haben willst — auch gut!"

Er reichte ihr seine Zigarrentasche und klappte sie wieder zu, als die Gattin ihm entrüstet den Rücken kehrte.

„Na, denn nich!“ tröstete er sich.

Endlich, endlich ging draußen die Flurtür. Man hörte Schritte.

Frau Küster sprang von ihrem Stuhl auf, ließ sich liebevoll und hausmütterlich neben ihrem Gatten nieder, reckte sich aufrecht empor und machte ein feierliches Gesicht. Ganz wie es sich bei derartigen wichtigen Gelegenheiten für eine angehende Schwiegermutter geziemt.

Seelenruhig rauchte Herr Küster weiter.

„Flegel!“ sagte Frau Küster, doch der brave Mann ließ sich nicht beirren.

Da erschien Annaliese auf der Bildfläche. Aber kein männliches Wesen trottete hinterdrein. Sie war allein und hatte leicht verquollene Augen, anscheinend die Folge vergossener Tränen.

Frau Küster wurde bleich. Sie fühlte ihr Blut erstarren.

Doch das währte nur einen Augenblick, dann frischte die Neugier sie wieder auf. „Wo ist dein — Bräutigam?“ wollte sie fragen, verschluckte jedoch den Bräutigam und verbesserte sich: „Wo ist der Doktor?“

„Gar nicht!“ schluchzte Annaliese.

„Was heißt das?“ Frau Küster erhob sich in ihrer ganzen Größe. „Ist er tot?“

„Nein, er lebt noch — aber nicht für mich!“

„So hat er dir keinen Antrag gemacht?“

„Er hat gesagt, daß er mich schrecklich liebhat.“

Nun griff der Vater ein. „Na, darüber brauchst du doch nicht zu heulen.“

„Schweig!“ bestimmte die entthronte Schwiegermutter. Dann verhörte sie die Tochter weiter: „Also, willst du nicht erzählen? Ohne Umschweife und wahrheitsgetreu, mein Kind!“

Das Kind unterdrückte das Schluchzen, aber in der süßen, zarten Stimme zitterten doch noch Rührung, Aufregung und ein kleines Leid.

„Also, wie ich schon sagte, hat er gesagt, daß er mich furchtbar liebhat und sich nichts Schöneres denken könne, als mich zur Frau zu haben. Aber als Mann von Ehre und Charakter — hat er gesagt — müsse er davon Abstand nehmen, wenn ihm auch darüber das Herz brechen sollte. Denn Vermögen besäße er nicht, und ihr wäret ja auch nicht gar zu sehr mit Geld gesegnet, und seine Praxis sei nur klein, und es könne Jahre dauern, bis sie so anwachsen würde, daß er im-

stande sei, eine Familie zu erhalten. Und so habe er sich in schlaflosen Nächten — hat er gesagt — zu dem Entschluß durchgerungen, zu verzichten und sich zurückzuziehen. Und darum habe er mich um die Unterredung gebeten, um mir die Gründe darzulegen, damit ich nicht schlecht von ihm denken solle. Denn diesen Gedanken würde er nie und nimmer ertragen können — hat er gesagt. Es war so rührend, und ich mußte weinen, und er weinte schließlich mit. Und dann nahmen wir beide Abschied voneinander und gelobten uns treue Freundschaft. Und dann küßte er mich —"

„Diese Unverschämtheit!" platzte Frau Küster heraus.

„Nur auf die Hand, Mama."

Frau Küster nahm die Unverschämtheit im stillen wieder zurück.

„Und dann brachte er mich an die Straßenbahn — und nun bin ich hier!"

Es wurde sehr still im Zimmer.

Annaliese setzte sich in den Schaukelstuhl am Fenster und sah voll Schmerz auf den Kanarienmatz im Bauer, der gerade eifrig futterte. Und sie dachte: „Ach, Mätzchen, du hast es gut, du kennst nicht die unglückliche Liebe!"

Frau Küster schien zur Salzsäule erstarrt zu sein, kein Muskel ihres behäbigen Gesichts rührte sich. Sie trauerte um den entgangenen Schwiegersohn.

Herr Küster aber brach endlich das beklemmende Schweigen. Er zündete sich eine neue Zigarre an und sprach gelassen: „Alle Achtung! Ich finde das höchst ehrenhaft von dem jungen Mann. Ich hätte gar nicht gedacht, daß er solch ein urvernünftiger Mensch ist. Wirklich, jetzt gefällt mir der Doktor erst!"

Die Gattin seufzte und schien nicht ganz seiner Meinung zu sein. Aber schließlich — da half nun alles nichts — mußte man sich darein finden.

Entschlossen erhob sie sich. „Also nichts! Na, dann werde ich die schöne Kalbsbrust auf morgen aufheben.

Für heute abend ist noch Schlackwurst und Schweizerkäse da.“

„Nichts da!“ begehrte ihr Herr und gelegentlicher Gebieter auf. „Ich bestehe auf meiner gefüllten

Kalbsbrust. Während des ganzen Nachmittags habe ich mich schon darauf gefreut.“

Doch die sparsame Frau wollte nichts davon wissen und pries die Vorzüge der Schlackwurst und des Schweizerkäses.

Ein heftiger Streit schien sich entspinnen zu wollen. Da schrillte das Telephon.

Frau Küsters Mutterantlitz verklärte sich. „Vielleicht hat sich der Doktor die Sache doch nochmals überlegt und —“

Annaliese winkte ab. „Nein, Mama, das ist ausgeschlossen. Wir haben uns beide abgefunden — und dann habe ich einen entsetzlichen Hunger und möchte essen.“

Inzwischen war Küster an den Fernsprecher gegangen und hatte eine wichtige Unterhaltung geführt, auf welche die beiden Damen während ihres Gesprächs nicht zu achten beliebten.

Jetzt lächelte Herr Küster. Er rieb sich die Hände. „Kinder, wir bekommen doch noch einen Gast. Allerdings nicht den Doktor. Im Gegenteil! Herr Mehring fragte nämlich eben an, ob wir heute zu Hause blieben, und da habe ich ihn natürlich gleich zum Abendessen eingeladen. Er wird sofort hier sein.“

Listig blinzelte er seine Frau an.

„Alte, ich denke, du bist damit einverstanden. Also laß das vierte Gedeck nur ruhig liegen. Denn nun wirst du die gefüllte Kalbsbrust heute doch noch herausrücken. Wie denkst du darüber, Verehrteste?“

Da schmunzelte die Verehrteste und murmelte: „Na ja, schließlich hört sich Frau Fabrikbesitzer ja auch ganz nett an. — Was meinst du dazu, Annaliese?“

„Ach Gott!“ seufzte diese. „Laß ihn nur kommen! Es wäre ja auch schade um die schöne Kalbsbrust!“

Und nähme ich Flügel der Morgenröte –

Kriminalroman von Theodor Kabelitz

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Bei seiner Heimkehr an einem der nächsten Tage bemerkte Walter, daß die Tür zu dem Wohnzimmer der Frau Kemnitz nur angelehnt war. Da ihm eine Art Ahnung sagte, er möchte drinnen nicht unwillkommen sein, klopfte er an.

Die Haustochter war allein in der Stube. Ein leises Lächeln spielte um ihren Mund. Dann aber sprach sie mit ernstem Gesicht ihr Bedauern aus, daß die Mutter gerade ausgegangen sei. Sie werde aber gleich wieder kommen, und Herr Schmidt möge nur Platz nehmen.

Nach dieser Begrüßung wendete Anna ihre Aufmerksamkeit ungeteilt der Stickerei zu, die sie in der Hand hielt.

Walter hatte plötzlich alles vergessen, was er fragen könnte. Er benützte also die Gelegenheit, die fleißigen Hände der jungen Dame aufmerksam zu beobachten.

„Nun, was gibt's Neues, Herr Schmidt?“ fragte Anna Kemnitz, um die Unterhaltung in Fluß zu bringen.

„Nichts von Belang. — Wie geht es Ihnen, Fräulein Kemnitz?“

„Danke! Ganz gut!“

Wieder eine Pause.

So durfte es nicht weitergehen. Anna hatte zudem etwas auf dem Herzen, das sich nur unter vier Augen erledigen ließ. „Wissen Sie, wer am Nachmittag bei uns war?“ fragte sie.

„Doch nicht dieser Fröhden? — Was wollte denn der schon wieder?“

„Eigentlich gar nichts. Nur so ganz nebenbei hat er gefragt, ob Sie schon bei der Wahrsagerin gewesen seien.“

„Diese Teilnahme ist ja geradezu rührend. — Und was haben Sie geantwortet?"

„Gelogen habe ich — Ihnen zuliebe gelogen. Ich wüßte nichts davon, habe ich gesagt."

„Das war brav — das freut mich!" Walter dachte einen Augenblick nach. „Fräulein Anna, können Sie mir vielleicht sagen, womit dieser Fröhden seine Zeit ausfüllt? Ich meine, was er ist und was er tut? Er scheint mir doch noch viel zu jung, um ohne Erwerb in der Welt umherzuziehen."

„Soviel ich weiß, ist er gelernter Ingenieur. Jetzt übt er sich in Johannisthal als Flieger ein."

„Welches Interesse kann es für diesen Mann haben, ob ich bei der Talbot war oder nicht? Er kennt sie, das ist sicher. Weshalb erkundigt er sich nicht an Ort und Stelle? Oder war die Nachfrage bei Ihnen nur ein Vorwand? Vielleicht zieht ihn etwas anderes in dieses Haus?"

Die Augen so blau wie Kornblumen begegneten den Blicken des jungen Bankbeamten völlig harmlos. Offenbar hatte Anna Kemnitz in ihres Herzens Unberührtheit gar nicht verstanden, worauf der Besucher hinzielte. „Ich wüßte nicht, was ihn außer der Neugier herführen sollte."

„War an Ihrem Geburtstag nicht die Rede davon, daß Herr Schwenndieck mit Hilfe von Geistern das große Los gewinnen wollte?"

„Mutter sagt es. Sie sprachen öfter von dergleichen Dingen. Herr Schwenndieck hatte wirklich manchmal sonderbare Ansichten."

„Fröhden nicht?"

„Nun ja — der redete auch mit. Das ging nur so durcheinander von Spiritismus und Okkultismus und zeitlichen Fernwirkungen — wer soll das alles behalten!

Er fing ja neulich schon wieder davon an. Dagegen ist doch das Kartenlegen eine ganz harmlose Sache. So eine Art Zeitvertreib. Man braucht ja nicht zu glauben, was so eine alte Hexe sagt."

„Wann ist Fröhden eigentlich nach Paris abgereist damals? Oder wissen Sie es nicht?"

„Reichlich acht Tage bevor Herr Schwenndieck nicht wieder nach Hause kam. Genau kann ich's nicht sagen, aber es war eine ganze Zeit vorher."

Walter überlegte, ob er jetzt von seiner Aufgabe sprechen sollte. Zeit und Ort waren so günstig wie denkbar. Er schwieg dennoch — ohne Falschheit. Es war kein Verdacht irgend einer Art, der ihm den Mund schloß. Er durfte die kristallklare Seele dieses jungen Mädchens nicht mit schwarzen Möglichkeiten beunruhigen, für die jeder Beweis fehlte.

Draußen im Korridor ging die Tür. Frau Remnitz kehrte heim.

„Vergessen Sie nicht — in der Konditorei nächsten Freitag!" konnte Anna eben noch sagen. Ihr ganzes Gesicht strahlte vor Freude über das harmlose Geheimnis. Sie war wirklich noch ein Kind in Herz und Gedanken.

Zur festgesetzten Zeit saß Walter Schmidt Sturmstraße 69 B gegenüber der Frau im Lehnstuhl. Diesmal benützte die Talbot andere Karten, das Verfahren war aber im übrigen dasselbe. Dennoch konnte sich der Besucher des Eindrucks nicht erwehren, als sei eine Änderung eingetreten seit seinem ersten Besuch. Wohl fühlte er wieder das Geheimnisvolle um sich, aber es hatte nichts Schreckhaftes mehr. Selbst die Luft schien weniger schwer, und sein Kopf blieb freier. Vielleicht war's damals auch nur das Neue, Ungewöhnliche

gewesen, das heute sich nicht mehr so eindrucksvoll zeigte.

Als alles vorbereitet war, ruhten die Blicke der Wahrsagerin längere Zeit auf den bunten Blättern, um sich dann zum Gesicht des Besuchers zu erheben. Dabei schien es Walter, als ob ihn die Frau heute anders ansähe als beim ersten Besuch. In den nachtschwarzen Augen glomm ein eigenes, mildes, fast inniges Licht. Auch die Stimme schien verändert. Die Worte hatten einen Klang von innerem Frohlocken und kamen doch mild und einschmeichelnd über die Lippen.

„Ihre Zukunft liegt rosig vor Ihnen. — Das Glück wartet auf Sie. — Reichtum und Liebe —“

Sie stockte. Wieder ruhten die Augen der Wahrsagerin sinnend und warm auf dem Gesicht des Mannes.

„Von aller Unrast der Zeit heilt Sie ein Weib. — Eine Dame tritt in Ihr Leben — bald. Noch kennen Sie sie nicht — Jugend und Schönheit umfließen Sie beide — Jugend und Schönheit, Reichtum und Glück, wohin ich sehe.“

Sie stand auf, um Walter damit anzudeuten, daß die Sitzung beendet sei.

Als er die Straße erreichte, wollte er lachen, konnte aber nicht. Das war doch dasselbe Lied, das wahrscheinlich da oben allen gesungen wurde! Aber in den Augen der Frau hatte etwas geglommen, das in ihm fortleuchtete, in den Worten lag ein Klang, der in ihm nachhallte.

Walter strich mit der Hand über die Stirn. Sirenenklänge, hervorgelockt durch die Sucht nach Gewinn! Fort damit! Diesmal hatte Fröhden die Wahrsagerin sicher nicht beeinflußt, das lag auf der Hand.

In der Konditorei wartete Anna Kemnitz.

„Nun? Wie war es, Herr Schmidt? Was hat sie gesagt?“

Er zuckte die Achsel. „Nachdem ich die Melodie gehört, erkenne ich sie wieder aus der Zeit, in der mir Märchen Wirklichkeit bedeuteten. Ehrlich gestanden, ich bin enttäuscht.“

„Aber warum denn? Erzählen Sie doch!“

„Das Glück wartet auf mich — rosenrot — Jugend und Schönheit — Reichtum und Liebe! Das alte Lied, womit man Kinder in Schlaf lullt und klügere Leute trunken macht, daß sie träumen in süßem Nichtstun.“

„Und dann sind Sie enttäuscht!“

„Nach dem vielversprechenden Anfang vor acht Tagen hatte ich eigentlich etwas anderes erwartet.“

„Jugend und Schönheit, Reichtum und Liebe — etwas Besseres können Sie sich doch gar nicht wünschen.“

„Nun, man besitzt noch nicht, was einem ein Zigeunerweib in Aussicht stellt.“

In ihrer Wohnung saß die Wahrsagerin nachdenklich im Lehnstuhl. Vor ihr stand der hagere Mann, der Walter als Türhüter entgegengetreten war.

„Was hast du eigentlich mit diesem Lehmann im Sinn, Ursel?“ fragte er.

„Mit welchem Lehmann?“

„Meinethalben also mit Herrn Schmidt, der eben hinausging. Du weißt doch, wen ich meine!“

„Aber ich weiß nicht, wie du auf die Frage kommst.“

„Ich habe mir erlaubt, nebenan ein wenig zu horchen. Da verstand ich einiges, aber nicht alles.“

„Und nun?“

„Was du ihm gesagt hast, bleibt sich im Grunde gleich — Speck, mit dem wir fette Mäuse fingen, seit unser Aufstieg begann. So müßte es auch mit diesem

Manne sein. Aber dein Ton, Ursel, die Stimme, mit der du sprachst, das war nicht mehr die kalte Pythia, das war Ursel persönlich, das war das Weib, das seine eigenen Wünsche in die Form einer Weissagung kleidet. Sag es ehrlich, Ursel! Siehst du diesen Mann anders an als andere Männer?"

„Und wenn ich es täte?"

„Müßte ich es bedauern."

„Und dann?"

„Ursel, kleine Ursel, muß ich dich an alte Zeiten erinnern, als wir beide allein zurückblieben in der Welt, du in einem Kartoffelkorb, der deine Wiege war, und ich daneben als zehnjähriger Junge! Keine Seele, die um uns bangte! Lauter Hände, die schlugen und stießen, keine einzige, die streichelte. Du und ich, wir beide allein, immer allein! Allen eine Last, niemand eine Lust! Seit jener Zeit ist meine Schwester das einzige Weib, der einzige Mensch, den ich liebe."

„Ich weiß es, George."

„Dann kam der Tag, an dem eine rohe Faust mich mißhandelte, weil ein anderer etwas verkehrt gemacht hatte. Am Abend nahm ich dich bei der Hand, führte dich fort auf deinen trippelnden Füßchen, trug dich auf meinen Armen, wenn du müde wurdest, stahl für dich, wenn du Hunger hattest. So begann unsere Wanderschaft. Du noch ein Kind und ich nicht viel mehr."

„Ich weiß es, George, und danke es dir noch heute."

„Mit fahrenden Leuten ging's durch die Welt, hierhin und dorthin. Du lerntest mit meinen Augen sehen, mit meinem Kopfe denken, mit meinem Herzen verachten, bis wir uns auf eigene Füße stellten, du und ich, wir beide allein, ohne Freund, ohne Vertrauten, nur wir beide. — Weißt du das noch, Ursel?"

„Ich weiß es, George."

„Damals kam jenes alte Buch in unsere Hände. Weißt du es noch? Das verschlangen wir beide wieder und immer wieder. Da ging uns das Ziel auf. Das doppelte Ziel: Rache und Reichtum! Rache an der Gesellschaft, die uns mißhandelt hat, Reichtum, um sie uns zu Füßen zu werfen! Noch ist es nicht erreicht. Wir dürfen nicht rechts blicken und nicht links. Für uns gibt es keinen Freund, der unsere Geheimnisse kennt, keinen Vertrauten und Helfer, der uns verrät. Wir dürfen keine Liebe fühlen, die uns ablenkt vom Wege. Du und ich, wir beide, nur wir beide, immer wir beide. Was neben uns liegen bleibt, worüber wir hinschreiten, das sind Schlacken. Keinen Blick zur Seite, keinen Blick zurück! Vor uns liegt das Ziel: Rache und Reichtum! Wer ward groß, dessen Weg nicht über Leichen führte? Unentwegt geradeaus, unter die Füße getreten, wer sich in den Weg stellt! So haben wir es gehalten bis heute. Suchst du jetzt ein Schäferidyll? Zu spät, Ursel! Nur du und ich, wir beide, nur wir beide! Zu uns kann niemand gehören. Wir haben eine Scheidewand aufgerichtet zwischen uns und den anderen."

„Weshalb hast du den Mann zu mir gebracht? Unsere Zelte waren abgebrochen, die Firma Talbot gelöscht. Ohne dich hätte er den Weg hierher nicht gefunden. Zu holen ist nichts bei ihm. Nun kehre ich die Frage um: Weshalb brachtest du ihn her? Was hast du mit ihm im Sinn?"

„Es mußte mich interessieren, was man in jenem Hause sprach und dachte. So ging ich hin und sah den neuen Mieter. Er spielte sich auf als starker Geist, gebrauchte heftige Worte. So hielt ich es für angebracht, mich nach seiner Person zu erkundigen. Er gehört zur Sippe des Alten, der früher dort wohnte. Warum ver-

schwieg er es den Wirtsleuten? Er will heimlich forschen und Spuren suchen. Grund genug, ein Auge auf ihn zu haben. Ich gab dir Fingerzeige, daß er sich in deinen Worten erkennen mußte, mochte er Vergangenheit oder Zukunft wählen. Zu Hause hat er nichts von seinem Hiersein gesagt, ich fragte dort nach. Er ist ein Heimlicher, und solche Leute können gefährlich werden. Ich hoffte, er sollte hier Fragen stellen, woraus sich seine Pläne erraten ließen. Meine Erwartung hat sich nicht erfüllt. Keinen Schritt bin ich weitergekommen. Dagegen hast du dich selbst gebunden."

„Noch tat ich nichts dergleichen."

„Wirst du es auch in Zukunft nicht tun? Bedenke den Einsatz, Ursel! Es geht um mehr, als was eine Laune wert ist. Dieser Zwischenfall hier muß abgeschlossen sein. Wir geben diese Räume auf, wie wir's auch anderswo getan. Du behältst dein Heim für dich unter anderem Namen, ich desgleichen. Dann ist jede Spur ausgelöscht. Bist du einverstanden?"

„Unternimmst du weiteres gegen den Mann?"

„Solange uns keine unmittelbare Gefahr von ihm droht — nein!"

„Wirst du es mir vorher sagen, wenn du etwas gegen ihn unternehmen mußt?"

„Falls es zu deiner Beruhigung dient — ja."

„Unter dieser Bedingung bin ich einverstanden."

„Gib mir die Hand, Ursel! Du und ich, wir beide allein, wie bisher! – Es ist mir ganz lieb, daß die Sache hier wieder ein Ende hat. In der Tiergartenstraße gibt's demnächst Arbeit genug. Wir müssen versuchen, die Sache zu beschleunigen, damit uns von jenseits des Ozeans keine Überraschung kommt."

„Ist so etwas überhaupt möglich?"

„Man muß auch das scheinbar Unmögliche ins Auge

fassen, wenn's ungünstig ist. Man bleibt dann vor bösen Rechenfehlern bewahrt."

Die Wogen des Ozeans folgen einander, durchbrechen einander, verschlingen einander, aber sie gleichen sich nicht. Kein Tropfen kennt den anderen, grüßt den anderen, sorgt um den anderen. Jeder sucht seinen Weg.

So ist Berlin.

Im Osten ist die Menschenwelle rauher geartet als im Tiergartenviertel. Rußige Fabrikschornsteine blicken herab auf den wimmelnden Schwarm, der in Arbeitskleidern mit schwieligen Händen sein Werk angreift, daß in den Köpfen kein Raum bleibt für überflüssige Gedanken.

In Berlin W schauen schmucke Villen zurückhaltend durch das Grün der Blätter auf die Schlacht der Schmetterlinge, die jenseits des verschnörkelten Eisengitters am Garten Süßigkeiten aus der Lebensblüte saugen.

Auch die geistigen Strömungen, die das Leben gestalten, sind andere, wo der Lastwagen mit dicken eisernen Radreifen das Pflaster schlägt, als wo das Gummirad geräuschlos über den Asphalt rollt. Drüben in Räumen voll Menschen und Tabaksqualm lauter Streit der Meinungen über die realsten Dinge des Lebens, hüben in kleineren Kreisen hinter geschliffenen Fensterscheiben spintisierende Gedanken von jenseits der Grenzen, die dem menschlichen Verstande gezogen sind.

Organisation dort — Sensation hier.

Wieder einmal erwartete die gläubige Schar der Okkultisten mit flüsternder Sehnsucht ihre neueste Sensation. Mr. Sled sollte sie bringen.

Er stammte aus Amerika, woher alle großen Leuchten kommen, deren Licht jenseits der Grenzen menschlichen Erkennens am hellsten strahlt.

Auf seiner Rundreise um den Erdball war Mr. Sled bis nach England gelangt. Von dort aus setzte er sich mit Frau Konsul Götze in Verbindung, deren Teilnahme für die „gute Sache" ihm bekannt geworden war. Unter dem Ehrenvorsitz dieser Dame bildete sich alsbald ein Ausschuß, der die Vorarbeiten für Mr. Sleds Auftreten ungesäumt in die Hand nahm.

Da Mr. Sled sich nicht mit grob materiellen Dingen befassen konnte, hatte er einen Herrn Fröhden als seinen Berliner Vertrauensmann bezeichnet. Durch diesen gelangten die Verhandlungen verhältnismäßig schnell zum Abschluß.

Es leuchtete ein, daß Mr. Sled während seines Berliner Aufenthalts weder in einer Pension noch in einem Hotel Aufenthalt nehmen konnte. Dort wie hier war viel zu viel Lärm und Störung, durch die der Herr seinen übersinnlichen Studien entzogen wurde.

Da man auch eines verschwiegenen Versammlungsraumes benötigte, wurde in der Tiergartenstraße für die erforderliche Zeit eine leerstehende Villa gemietet. Ein Möbelverleihgeschäft übernahm es, für Sled einige Zimmer auszustatten und was sonst nötig war zu besorgen.

Die Darbietungen konnten natürlich nicht umsonst sein, denn dazu ist eine Rundreise um die Erdkugel zu teuer, auch lassen sich Geister nicht umsonst anrufen. Anderseits wollte man weder die Öffentlichkeit noch das weitere Publikum mit der Sache befassen. So ließ der Ausschuß in den beteiligten Kreisen unter der Hand eine Liste herumgehen, in die jeder seinen Beitrag einzeichnete und dafür Anweisungen auf Plätze in Empfang nahm. Da sich's um ganz außerordentliche, nie geschaute Dinge handelte, kam eine hübsche Summe zusammen, die nach Abzug der Kosten für die Villa dem Vertrauensmann Sleds überreicht wurde.

Außerdem aber war, echt amerikanisch, auf Anregung des Herrn Fröhden am Eingang eine Sperre angebracht, sinnreich und einträglich zugleich. Wer die schwere Eingangspforte der Villa durchschritten hatte, fand sich drinnen vor einer zweiten Tür ohne Drücker. An dessen Stelle war ein Automat angebracht, der den Zugang nach Einwurf eines Zwanzigmarkstücks selbsttätig öffnete und schloß. Diese Summe bildete das Eintrittsgeld für die Sitzung.

Fröhden selbst erhielt natürlich für Sled einen Schlüssel ausgehändigt.

Auf diese Art war man völlig gegen den Zutritt unberufener Personen gesichert.

Als Sled in aller Stille eintraf, durfte er in der Villa ungestört seinen Studien obliegen und anderen Dingen, die er etwa für nötig halten sollte, nachgehen. Es bedurfte angestrengter geistiger Sammlung, um Seele und Leib für den großen Tag in die rechte Verfassung zu setzen. Fröhden unterbreitete dem Ausschuß den Willen des großen Mannes, daß er jeden Besuch höflich, aber bestimmt ablehnen müsse, damit er durch nichts von seiner seelischen Hingabe abgelenkt würde.

Drei „Sitzungen“ waren in Aussicht genommen. In der ersten entwickelte Sled in geistvoll fesselnder Form die Organisation des Geisterreichs. Wer ihn gesehen und gehört hatte, wollte zwei Tage später nicht fehlen, als in nicht minder überzeugenden Worten über den Gegenstand gesprochen wurde: Einfluß der abgeschiedenen Seelen auf die Menschenwelt. Und nun, wieder zwei Tage später, stand die größte Sensation unmittelbar bevor. Sled wollte seine persönlichen Beziehungen zur Geisterwelt enthüllen.

An diesem letzten Vorgang sollte die Zuhörerschaft im hohen Grade beteiligt werden. Sled wollte nicht

irgend einen Geist aus vergangenen Jahrhunderten rufen, den niemand kannte — nein, die Bestimmung sollte in die Hände der Erschienenen gelegt werden oder vielmehr in das gläubige Verlangen jedes einzelnen. Im gegebenen Augenblick würde Sled das Zeichen geben. Dann hatte jeder Anwesende seine Gedanken mit ganzer Seelenkraft auf ein ihm liebes Wesen zu richten. Wem es gelang, in der Selbstversenkung den höchsten Grad zu erreichen, den geliebten Geist am innigsten zu umfassen, dem würde er sich „manifestieren" in der Lage, in der er sich gerade befand, aber nicht nur dem Beter — nein, der ganzen Zuhörerschaft in gleicher Weise, völlig und deutlich sichtbar.

Auch Geister wissen die Fortschritte der Technik zu nützen. So hatte Sled durch Fröhden verlautbart, daß die Zitation nicht stattfinden würde durch Tischrücken und Klopftöne oder herabfallende Blumen oder auf andere, veraltete Art. In ganz neuzeitlicher Weise würde sich der Geist in leiblicher Gestalt auf einer Leinwand darstellen, so etwa wie im Kino Bilder dargestellt werden. Doch nur die Leinwand mußte man dem Geiste bieten. Auf jede Lichtquelle wurde verzichtet. Geister haben ihr eigenes Licht und bedürfen keiner Projektionslampe. Wer am innigsten gerufen wurde, dessen Licht strahlte am hellsten, der ward sichtbar. Wer nicht sichtbar wurde, war eben nicht inbrünstig genug gerufen worden.

Dagegen ließ sich nichts sagen. Jeder hatte den Schlüssel zum Geisterreich sozusagen in der eigenen Hand. Wenn er ihn nicht zu benützen verstand — Sled war jedenfalls nicht verantwortlich dafür.

Im Hinblick auf diese letzte, größte, nie dagewesene Sensation war es wohl begreiflich, daß Teilnehmer an dieser Sitzung, die einen der vorangegangenen Vor-

träge oder gar alle beide aus irgend einem Grunde versäumt hatten, das Eintrittsgeld nachbezahlen mußten. Leute, denen das zuviel deuchte, wünschte Gled grundsätzlich nicht zu seinen Füßen sitzen zu sehen.

Seit acht Uhr war die Gartenpforte in der hohen Einfriedigung aus Gußeisen nur angelehnt. Alsbald verschwanden in wechselnden Zwischenräumen dunkle Gestalten unauffällig durch den Vorgarten nach der Villa hin. Jenseits der automatischen Tür befand sich die Garderobe. Dort walteten zwei Damen und zwei Herren vom Ausschuß ihres Amtes. Sie nahmen die Eintrittskarten in Empfang und machten sich nach Umständen nützlich. Auf die Einstellung bezahlter Kräfte war aus Gründen der Verschwiegenheit grundsätzlich verzichtet worden. Fröhden, der an dieser Stelle wirken wollte, hatte wegen plötzlicher Erkrankung schon die beiden ersten Vorträge versäumen müssen und war leider noch immer nicht genesen.

In dem großen Hauptsaal glühten die elektrischen Flammen. Eine ältere Dame, völlig in Schwarz gekleidet, begrüßte daselbst die Eintretenden mit einer stummen Verbeugung. Damen und Herren standen in zwanglosen Gruppen beisammen oder nahmen Platz auf den Stühlen, die in Reihen aufgestellt waren. Wo eine Unterhaltung stattfand, erklangen die Worte nur flüsternd. Aller Augen streiften, sei es neugierig oder voll scheuer Ehrfurcht, wenigstens einmal die Leinwand, die zurzeit hinter dem Rednerpult aufgerollt an der Decke hing.

Der metallene Ton eines Gongs hallte durch das Haus. Ein einziger Schlag nur.

Der äußere Eingang wurde verschlossen. Damen, die noch nicht Platz gefunden hatten, beeilten sich, zu ihren Sitzen zu gelangen. Eine Anzahl Herren

zog es vor, hinter den Stuhlreihen Aufstellung zu nehmen.

In der Mitte, nahe der Wand, stand das Pult für Sled. Eine schwarze Decke war darüber gebreitet. Hinter dem Pult die Wand mit dunkler Tapete, im übrigen glatt und kahl. Nur oben, in der Kehle, wo Wand und Decke zusammenstießen, die erwähnte Leinwand auf einer Rolle. An jeder der beiden Ecken ein Gewicht, um die Fläche glattzuziehen.

Im Vordergrund links hatte sich die Empfangsdame niedergelassen. Das dunkle Haar lag in glattem Scheitel um die Stirn. Eine Harfe lehnte sich an ihren Schoß. Vor ihr, auf schwarzem Sockel, brannte ein einzelnes Licht.

Und wieder der volle Metallton des Gongs. Zwei Schläge diesmal.

Selbst die geflüsterte Unterhaltung erstarb. Zwei Herren vom Ausschuß gingen nach vorn. Sie rollten die Leinwand ab, bis sie straff an der Wand hing, zogen sie dann aber wieder in die Höhe, daß alles war wie zuvor. Die Wand dahinter zeigte die dunkle Tapete glatt und kahl. Jeder wußte jetzt, daß sich hinter der Leinwand nichts verbarg, sich nichts verbergen konnte.

Und zum letzten Male der metallene Klang des Gongs. Drei Schläge.

Mächtige Akkorde der Harfe, lang verhallend. Der Glanz des elektrischen Lichtes sank auf halbe Stärke. Unhörbar öffnete sich eine Seitentür. Sled trat in den Saal, schritt zum Pult, ohne Hast, ohne theatralische Bewegung, stand vor seinen Zuhörern hoch aufgerichtet und straff. Ein schwarzer Talar umfloß die Gestalt, schneeweiß rieselte der Bart hinab zur Brust, schneeweiß rollten die Locken vom Haupt auf Schultern und Nacken. Weiß wie Schnee auch das Gesicht, in dem

zwei dunkle Augen Feuer sprühten und die roten Lippen glühten.

Gewaltig rollten die Akkorde der Harfe zum letzten Male auf und erstarben dann leise verklingend.

Sled begann zu sprechen. Seine Stimme war Wohllaut, seine Worte Musik. Wie ein Gewinde aus duftigen Blumen schlang sich der Rede Bau um Herz und Sinne der Hörer, daß die Gedanken einschlummerten und nichts übrigblieb als berauschendes Wohlempfinden. Jene paradiesischen Tage wurden lebendig, als der Mensch eins war mit der Natur und ihre Sprache verstand, die Sprache der Tiere, die um ihn waren, die Sprache der Geister, die zu ihm redeten aus jedem Busch und jedem Baum. Die Tiere lebten zusammen wie Kameraden. Löwen und Tiger lagen wie Lämmer zu den Füßen des sündlosen Menschen. Dann entschwand das Paradies den Menschen, aber es schwand nicht von der Erde.

Tief in Indien, von einem Zauberwald umschlossen, den Menschenfüße nie durchschritten, Menschenaugen, trüb durch den Fall, nur im Traum noch durchdringen, dehnt sich der Garten Eden. An seinen vier Strömen wohnen die seligen Geister, die den groben Erdenleib nebst allen Mühen und Plagen abgestreift haben. Sie leben daselbst in paradiesischen Wonnen. Der Zauberwald hält sie nicht fest, wie er den sterblichen Menschen hindert. Sie finden den Weg zu uns, wenn wir sie zu rufen verstehen mit reinem Herzen. Dazu bedarf's der Versenkung in sich selbst, des völligen Vergessens der Welt, der Hingabe an einen einzigen Geist.

Dieser Kraft, die die Geister bezwingt und den Widerstand der Materie besiegt, war sich Sled für seine Person in Indien bewußt geworden, als er Jahrzehnte im Urwald lebte. Im Schatten eines Baumes, der riesen-

haft aus vergangenen Jahrtausenden herüberragte, legte er sich nieder, eine Stunde zu ruhen oder auch zwei. Da erwachte um ihn her, was die Poesie des Morgenlandes in die Sage gesponnen, was das Abendland in duftige Märchen gewoben. Wirklichkeit war's, doch nur für ihn selbst. Die Geister waren lebendig, Feen und Elfen umtanzten ihn. Sled lebte mit ihnen, lernte ihre Sprache, begriff die Art ihres Seins, die heiligen Gesetze, denen auch sie unterstehen vom Anfang an.

Als er aufwachte nach kurzem Schlummer, wie er meinte, war die Geisterwelt verschwunden. Aber zurückkehrend unter die Menschen, kannte er niemand mehr, er selbst war vergessen von seinem Geschlecht. Eine andere Welt war geworden, während er zu träumen meinte im Zauberwalde. Er fand sich allein, ganz allein. Voll Trauer über seine Einsamkeit, rief er die Geister, die um ihn gewesen unter dem Baum aus der Vorzeit — und sie kamen! So ward er sich seiner Kraft bewußt.

Das Mitleid mit seinem Geschlecht lehrte ihn, sie in den Dienst der Brüder und Schwestern zu stellen. Seitdem durchzog er die Welt, ein Künder seiner selbst, ein Priester der Geister. Wer sich mit ihm vereinte, sich versenkte mit ihm und durch ihn, dem mußte der Geist erscheinen, den er herbeizwingen wollte.

Unter den vielen Leuten, die heute gekommen waren, sollte dem die Palme zufallen, der ihm am weitesten zu folgen vermochte auf dem Wege völliger Selbstvergessenheit.

Die beiden Herren vom Ausschuß gingen nach vorn, und wieder rollte die Leinwand mit leisem Rauschen hinab, bis sie fest und straff an der Wand hing. Dann begaben sich die zwei zurück auf ihre Plätze.

Die elektrischen Flammen schalteten sich aus, eine

nach der anderen, bis milde Dämmerung den ganzen Raum erfüllte. Endlich erlosch auch die letzte der Glühbirnen. Nur die eine Kerze vor der Dame mit der Harfe brannte noch. Der schwarze Sockel, auf dem sie stand, verschwand in der Dunkelheit. So schien ein Punkt lebendigen Feuers in der Dunkelheit zu leben.

Leise Töne rannen durch den Raum, wie wenn Geisterflügel über die Harfe strichen. Da erlosch auch die einsame Kerze. Purpurne Finsternis überall, nur das bleiche Gesicht über dem Pult blieb erkennbar, Haare und Bart durchzittert von phosphoreszierendem Licht. Der übrige Körper war verschwunden.

Ein Schauer rann durch die Seele der atemlos harrenden Menschen. Niemand vermochte zu denken. Nur starren konnten sie, mit zitternden Nerven hinstarren auf das geisterhafte Gesicht mitten in der schwarzen Nacht.

Noch immer zitterten die Harfenklänge wie Geisterhauch. Der Mund in dem weißen Gesicht öffnete sich zu einem Gesang. Eine Melodie, die niemand jemals gehört, Worte, die keiner verstand. Eine Anrufung war's wohl für die Geister, die das Dunkel durchschwebten. Dann schwieg der Gesang, aber die Akkorde der Harfe brausten gewaltig empor. Zugleich gewahrten die Hörer, daß das weiße Gesicht dort vorn mit seinem Glorienschein nach unten verschwand, gleichsam unterging in Finsternis.

Die Klänge der Harfe brandeten immer mächtiger. Kein anderer Ton ward vernehmbar.

Wie viele Minuten verstrichen — wer wollte es sagen! Am allerwenigsten die Menschen in dem grabesdunkeln Raum, den auch nicht die Spur eines Lichtes, woher auch immer, durchfloß. Die Ekstase hielt Atem und Sinne gefangen. Nur wenige erinnerten sich, daß

sie sich in sich selbst versenken, einen Geist mit aller Kraft ihrer Seele umfassen und zur Erscheinung zwingen sollten.

Die brausende Gewalt der Harfenklänge ebbte ab zum leisesten Pianissimo. Oben über die Häupter der regungslosen Hörer ging es hin, ein Hauch, ein Seufzer aus angstvoller Menschenbrust: „Komm! O komm!"

Auf der Leinwand, straff an der Wand, begann sich's zu regen von geheimem Leben. Lichtreflexe, kaum wahrnehmbar, huschten darüber hin wie Geisterspuren. Immer deutlicher, immer häufiger wurde der huschende Schein, wie wenn der dünne Stoff sich innen mit Helligkeit erfüllte. Licht und Schatten kämpften miteinander. Dann stand es vor den Augen der Schauenden, in jeder Einzelheit allen klar erkennbar. Selbst der Atem wurde still in der pochenden Menschenbrust.

Ein Gemach war's. Im Halbkreis tropische Pflanzen als Trauerausschmückung. Inmitten dieses Halbrunds auf dunklem Katafalk ein offener Sarg, brennende Lichter zu seinen Häupten, an der Seite ein junges Weib, die Hände verschlungen, das Haupt gebeugt in herzbrechendem Jammer. Im Sarge selbst der Tote mit bleichen, starren Zügen, dahingerafft in der Blüte der Jahre.

Und über dem allem geisterhaftes Licht.

In der Dunkelheit des Saales löste sich ein Wehlaut aus weiblichem Munde, ein tiefster Brust entquellendes Stöhnen. Dann gellte es herzzerreißend durch die Dunkelheit: „Mein Sohn! Mein Sohn!"

Ein dumpfer Fall.

In der nächsten Minute flammte das Licht auf im Saal. Das Bild auf der Leinwand war verschwunden. Mitleidige Hände beschäftigten sich mit der Ohnmächtigen.

In dem Eingang zum Nebenraum, dessen Tür er halb geöffnet hielt, stand Sled. Bei der allgemeinen Erregung hätte niemand sagen können, ob er schon länger daselbst verweilte oder wie er dorthin gekommen. Sein Gesicht war unbewegt, die Stimme völlig ruhig.

„Bitte, hier herein!“ sagte er.

Die Empfangsdame hatte ihre Harfe an den Stuhl gelehnt. Nun schritt sie voran in das anstoßende Gemach, wo man die noch immer Bewußtlose auf einer Ottomane niederlegte. Außer der Empfangsdame blieben noch etliche Damen der Gesellschaft zu ihrem Beistand zurück.

In dem völlig erhellten Saal standen die Herren in Gruppen beieinander. Mit halblauter Stimme besprach man den Vorfall.

Die ohnmächtige Dame war Frau Konsul Götze, die eifrige Förderin der Sitzungen. Drüben in Rio war ihr einziger Sohn bei einem Probeflug abgestürzt und schwer verletzt worden. Ein Telegramm hatte es vor einiger Zeit gemeldet. Weitere Nachrichten fehlten — fehlten bis heute! Vor wenigen Minuten war nun die fehlende Nachricht eingetroffen. Jeder Irrtum war ausgeschlossen. Alle hatten gesehen und konnten bezeugen, der Tote hatte sich selbst angekündigt.

Die Tür zum Nebengemach öffnete sich. Die Empfangsdame sprach einige leise Worte zu Sled, der sich alsbald an die Versammelten wendete.

„Der Unfall hat keine weiteren Folgen. Die beklagenswerte Dame ist bereits wieder bei Bewußtsein und tritt in Begleitung einer Freundin soeben den Heimweg an. Ich wünsche den Herrschaften gute Nacht.“

Eine Viertelstunde später lag die Villa dunkel und verlassen.

Der Hochsommer setzte kräftig ein. Die Glücklichen, denen Zeit und Geld eine Reise erlaubten, zogen an die See oder ins Gebirge, aber noch Millionen blieben zwischen den hohen Steinmauern Berlins, wo sie trotz Staub und Sonnenbrand Tag für Tag über die heißen Steine der Bürgersteige ihrem Erwerb nachgehen mußten. Wer es konnte, suchte wenigstens am Abend einen der großen Biergärten auf, an denen in den äußeren Straßenzügen kein Mangel ist. Bei Konzert und einem kühlen Trunk durfte man sich einbilden, irgendwo fern von Berlin im Kurgarten zu sitzen.

Eines Abends schloß sich Walter Schmidt den Damen Kemnitz an. Bald saßen die Hausgenossen unter den dichtbelaubten Linden in einer Gartenwirtschaft.

Über den Köpfen flüsterten die Blätter. Rote, blaue, gelbe Lämpchen schwangen sich in bunten Linien wie Blumengewinde an den Kieswegen entlang. Die Trompeten jauchzten in lustigen Weisen. Die Herzen waren froh und leicht.

Walter wollte eben das Glas an den Mund setzen, als ein Blitz aus den nachtschwarzen Augen einer vorüberschreitenden Dame sein Gesicht streifte. Der aufgehobene Arm blieb in der Schwebe. Der ganze Mann saß wie erstarrt. Wo hatte er diese Augen schon gesehen?

Anna Kemnitz sah ihren Hausgenossen erstaunt an. Da lachte sie leise. „Können Sie Rätsel raten, Herr Schmidt?“

Er mußte sich erst besinnen. „Rätsel? — Ich weiß nicht — —“

„Versuchen Sie's einmal!“ rief Anna lachend. „Welcher Unterschied ist zwischen Ihnen und Lots Weib?“

„Zwischen mir und Lots Weib? — Ich weiß wirklich nicht —“

„Ich will's Ihnen sagen: Gar keiner! Sie erstarrten alle beide zur Salzsäule.“

Walter setzte jetzt das Glas an den Mund und trank. Dann neigte er sich ein wenig zu seiner Nachbarin und sagte mit gedämpfter Stimme: „Fräulein Anna, ich möchte Ihnen etwas sagen. Aber ich bitte Sie vorher, sich nicht auffällig umzusehen. Am fünften Tisch hinter Ihnen sitzt eine Dame mit schwarzen Augen neben einem Herrn. Ich muß ihr schon einmal begegnet sein, ich weiß nur nicht wo. Die Dame ging eben vorüber. Ihr Blick war es, der mir auffiel. — So! Nun wollen Sie sich umwenden. Neben dem Herrn mit dem grauen Backenbart.“

Anna Kemnitz tat, wie ihr gesagt war. Als sie sich wieder zu ihrem Tischnachbar wendete, schien sie einen Augenblick nachzusinnen. „Die Dame dort kenne ich auch nicht. Kleidung, Gesicht, Haar — alles ist mir fremd. Aber als ich hinübersah, hat sie mich eine Sekunde angefunkelt, als ob sie mich mit den Augen durchbohren wollte. Gesehen habe ich sie sicher schon.“ In demselben Augenblick leuchtete es auf in Annas Gesicht. „Und wissen Sie wo?“ Sie blickte Walter Schmidt wohlgelaunt an. „Bei der Talbot.“

Da wachte auch in ihm die Erinnerung auf. Im Glanz solcher Augen wurde ihm damals eine rosige Zukunft prophezeit. Er blickte heimlich noch einmal nach der fremden Dame hinüber. Sie hatte sich zu ihrem Herrn gewendet und kümmerte sich nicht im geringsten um die Gruppe der Hausgenossen. Die Wahrsagerin war das nicht. Erst Anna Kemnitz hatte ihn an die Pythia erinnert.

Ein sinnender Zug kam in Walters Gesicht. Jugend und Schönheit! Reichtum und Glück! Lag das wirklich irgendwo für ihn bereit?

„Und soll ich Ihnen das Allerneueste sagen?“ flüsterte Anna eifrig weiter. „Ich wollte auch zu der Talbot, nachdem sie Ihnen so hübsche Dinge geweissagt hat. Ich wollte wissen, ob ich auch solche Aussichten habe. Wissen Sie, was mir da passiert ist?“

„Keine Ahnung!“ sagte Walter zerstreut.

„Wo lassen Sie eigentlich Ihre Gedanken spazieren gehen?“ fragte Anna lachend. „Wenn eine junge Dame Ihnen etwas anvertrauen will, müssen Sie aufpassen.“

„Fräulein Anna, Sie kränken mich,“ versicherte Walter eifrig. „Ich bin ganz und gar bei der Sache. Sie wollten mir erzählen, was Ihnen passiert ist.“

„Also gut! Ich komme an die Tür — das Schild mit dem Namen Talbot ist verschwunden. Ich klingle einmal, noch ein paarmal — nichts regt sich. Aber so leicht gibt sich Anna Kemnitz nicht zufrieden. Wozu ist ein Hausverwalter da? Bei dem erfuhr ich, die Talbot sei ausgezogen, unbekannt wohin. Die Miete bis zum nächsten Termin sei vorausbezahlt. Da stand ich und wußte nicht, was ich machen sollte. Während ich noch nachdenke, lacht mir der Mensch, der Hausverwalter, so recht hinterlistig ins Gesicht. Und wissen Sie, was er sagte? Wenn's nur wegen des Wahrsagens wäre, das könne er auch. Ich kriegte sicher einmal einen Mann und 'n ganz schmucken. Dazu brauche man gar keine Karten. Na, Sie können sich denken, wie ich ihn angesehen habe!“

Walter mußte lachen. „Ich kann nicht finden, daß der Mann schlecht geweissagt hat.“

Da wurde Anna rot bis hinter die Ohren.

„Was habt ihr denn da so eifrig zu tuscheln?“ fragte Frau Kemnitz. „Wenn zwei leise reden, wird der dritte schlecht gemacht.“

„Das glaubt ja Mutterchen selber nicht," sagte Anna.

An dem fünften Tisch hinter ihnen unterhielten sich der Herr und die schwarzäugige Dame mit gedämpfter Stimme, obgleich die Trompeten der Kapelle diese Vorsicht beinahe entbehrlich machten.

„Hast du ihn gesehen?"

„Vorhin im Vorbeigehen. Wer ist übrigens die alte Dame?"

„Die Mutter des Fräuleins. Ich glaube, aus den beiden jungen Leuten wird wohl noch ein Paar. Meinen Segen haben sie."

„Weshalb erzählst du mir das?"

„Um dich zu wecken, Ursel, um dir zu zeigen, wie die Dinge in Wahrheit liegen. Du träumst jetzt so oft mit wachenden Augen. Du bist nur mit halber Seele bei unserer Sache."

„Hast du dich über mich zu beklagen, George? Habe ich irgend etwas versehen?"

„Nein, Ursel. Aber du tust mir leid. Ich möchte, daß du wieder ganz du selbst würdest — mein Kamerad mit hochgetragenem Nacken. Glaubst du, daß der dort drüben ein Mitarbeiter für uns sein könnte, wo es um Kopf und Kragen geht?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Das bürgerliche Element steckt ihm im Blut, in der Erziehung. Er sucht es im Umgang. Wer uns verstehen, mit uns arbeiten, wer ganz der Unsere sein wollte, müßte unsere Vergangenheit haben."

„Was hindert uns, einen Strich darunter zu setzen und mit dem, was wir haben, ein neues Leben zu beginnen?"

„Der Verstand muß uns hindern, auch nur den

Versuch zu machen. Für uns gibt es kein Leben als Bürger zwischen Bürgern. Wir müssen unseren Weg einsam verfolgen bis zur Höhe, wo uns nichts mehr erreicht. Dann stehen wir über den Menschen. Dann kommt auch das sogenannte Glück."

„Was hat dich immer wieder in jenes Haus gezogen und zieht dich noch hin? Sage es ehrlich, George. War's die fürsorgende Wachsamkeit allein, oder übte auch das Mädchen eine Anziehungskraft?"

„Auch das Mädchen sah ich gern, ich leugne es nicht. Ein Mann in meinen Jahren ist nicht gefeit gegen weiblichen Liebreiz. Aber du hörtest auch vorhin, daß ich die beiden dort drüben gemütsruhig als ein Paar für die Zukunft bezeichnete. Nicht in dieser oder jener flüchtigen Empfindung liegt für uns die Gefahr, nur die Herrschaft darf sie nicht über uns gewinnen, darf uns nicht hinreißen zu Unbedachtsamkeiten, die sich rächen müssen. Wenn wir am Ziel stehen — dann!"

„Das Ziel ist so weit, so weit, George! Manchmal dünkt mich, es rückt immer weiter von uns fort."

Die Worte klangen wie ein Seufzer.

„Nicht den Mut verlieren, Ursel! Was jetzt eingeleitet ist, da im Westen, bringt uns wieder ein Stück weiter. Und so fort Schritt um Schritt! Und gilt dir der Kampf nichts, der Kampf gegen alle? Mir bereitet das Bewußtsein, die ganze Welt und ihre Gesetze zu bekriegen, das Behagen gesteigerten Selbstbewußtseins. Manchmal ist mir der Kampf mehr wert als der Gewinn."

„So weit kann ich dir nicht folgen. Wahrhaftig, George, zuweilen denke ich, es müßte schön sein, die ganze Vergangenheit mit einem Strich auszuwischen."

„Ich weiß auch warum. Und da das nicht geht,

bitte ich dich immer wieder, hänge dein Empfinden nicht an jemand, den ich vernichten müßte, sobald feststeht, daß er gefährlich werden kann. Verliert sich der Mann drüben in jene blauen Augen, so ist es ein Glück für uns alle, für ihn vermutlich das größte. Laß dir daran genügen, Ursel."

„Und wenn es gelänge, ihn zu uns herüberzuziehen? Ein Mann wird nicht nur Vater und Mutter, er wird auch ihre Gebote vergessen und zu seinem Weibe halten."

„Ursel, daran denkst du? Das hältst du für möglich? Dann ist das Unheil schon weiter gediehen als ich glaubte. Der Versuch wäre tödlich!"

„Deine Meinung wollte ich hören, George — weiter nichts."

„Du kennst meine Meinung längst, du hast sie vorhin selbst ausgesprochen. Er kann kein Mitarbeiter sein für uns. Niemand kann das. Du und ich — wir beide allein und niemand sonst! Laß jede Hoffnung hinter dir, Ursel!"

„Und wenn ich's nicht tue?"

Der Mann schwieg einen Augenblick, dann streckte er ihr beide Hände hin. „Wohin verirren wir uns, Ursel! Schulter an Schulter haben wir zusammengestanden, Bruder und Schwester, nach einem Ziel. Keiner von uns kann den anderen entbehren, keiner darf den anderen verlieren! Ich kenne dich besser, als du selbst dich kennst. Vor die Wahl gestellt: er oder ich, wirst du nicht schwanken. Eher gehst du ohne jenen mit mir in den Tod als mit jenem ohne mich in ein Leben, das keines wäre. — Gib mir deine Hand, Ursel! Vielleicht kommst du früher los von mir, als wir beide es denken. Die Aviatik ist eine halsbrecherische Kunst."

„Sprich nicht so, George!“

Sie legte beide Hände in die seinigen.

In der folgenden Nacht träumte Walter Schmidt zum zweiten Male, daß zwei schwarze Augensterne ihm glückverheißend winkten.

Er wollte ihnen folgen, aber sie wichen vor ihm zurück, immer weiter, immer unerreichbarer, bis sie in unbekannte Fernen entschwanden. Dann sah er sich allein in kalter, finsterer Nacht und fand keinen Weg, den Fuß darauf zu setzen.

Als er am Morgen aufwachte, sah er nach der Uhr. Sein Dienst begann erst um neun Uhr. Wenn er sich beeilte, konnte er noch vorher das Meldeamt aufsuchen.

Gegen Erlegung einer Reichsmark schlug ihm der Beamte das Register auf.

„Geschwister Talbot nach außerhalb abgemeldet. Aufenthalt unbekannt.“

Für Sonntag stand auf dem Flugplatz in Johannisthal ein Preisfliegen in Aussicht. Die Damen Kemnitz zeigten große Lust, sich die Sache anzusehen. Walter Schmidt war mit von der Partie.

„Aber wir gehen auf den offenen Platz,“ sagte Annas Mutter. „Was tu' ich auf der Tribüne! Auf der anderen Seite kann man sich bewegen, wie man will, braucht nicht auf einer Stelle zu bleiben und sieht alles ohne Angst, daß einem einer auf den Kopf fällt.“

Das Schauspiel verlief in bekannter Weise. Besondere Teilnahme erregte es, wenn eine Anzahl Flugzeuge hoch oben gleichzeitig ihre Kreise zogen, einer immer über dem anderen.

Ein paar Herren unterhielten sich über die Flieger. „Der da drüben mit der Albatrostaube, das ist Fröhden. Soll ein gewaltiger Sportsmann sein. Kürzlich hat er einen Preis erhalten für die größte Stundengeschwindigkeit. Die Taube hat Fröhden gekauft. Aber er ist selber Techniker und bessert daran herum."

„Ist das vielleicht unser Bekannter?" wendete sich Walter zu den Damen.

„Natürlich!" rief Anna Kemnitz. „Neulich wußte Grete Neumann zu erzählen, daß er oft hier draußen ist."

Drüben schraubte sich Fröhdens Flugzeug in immer kühneren Kreisen nach oben. Höher und höher ging der Flug. Zuletzt war wenig mehr als ein Punkt im blauen Äther zu unterscheiden.

„Vielleicht gilt es einen Höhenrekord," meinte Walter.

Nach längerem Harren senkte sich die Taube wieder zur Erde. Von Minute zu Minute wuchs sie an Größe, um nach prachtvollem Gleitflug genau vor der Tribüne die Erde zu berühren.

Drüben begrüßte stürmisches Händeklatschen den Flieger.

„Ich verstehe ja nichts davon," rief Walter, „aber alles was recht ist. Nach meiner Meinung war das eine brillante Leistung."

„Jeder kann seine Haut zu Markte tragen, wie er will," versetzte Frau Kemnitz trocken. „Ich fahre nicht mit."

„Ich auch nicht!" sagte Anna mit Überzeugung.

Als Walter Schmidt am nächsten Morgen die Treppe hinunterstieg, um ins Geschäft zu gehen, begegnete ihm der Briefträger.

„Einen Augenblick! Ich habe etwas für Sie," sagte der Mann. Dabei öffnete er die Tasche.

Walter legte den Brief vorläufig in sein Notizbuch. Erst in der Hochbahn fand er Muße, den Umschlag zu öffnen. Der eingelegte Bogen enthielt nur wenige Worte.

„Donnerstag abend 9 Uhr Brauerei Königstadt im Garten."

An Stelle der Unterschrift stand in lateinischen Lettern das Wort „Schweigen".

Walter betrachtete Umschlag und Einlage. Offenbar eine energische Damenhandschrift. Oder hatte sich ein Bekannter einen Ulk gemacht? Den Brauereigarten kannte er. Jeden Donnerstag konzertierte daselbst eine angesehene Kapelle. Hingehen konnte er ja auf alle Fälle.

Er faltete Brief und Umschlag zusammen und versenkte alles in seine Rocktasche. —

Zur bezeichneten Stunde befand sich Walter Schmidt am bestimmten Ort. Vom Podium her klang eine flotte Marschweise. Die Tische waren ziemlich besetzt, doch fanden sich noch Lücken. Zum Zweck der Umschau machte Walter zunächst einen Rundgang durch den Garten. Niemand rief ihn an, er selbst gewahrte keinen Bekannten. So ließ er sich schließlich an einem Tisch nieder, an dem bereits zwei Ehepaare Platz genommen hatten. Ein Stuhl blieb noch frei an seiner Seite.

Walter bestellte sich ein Glas Bier und zündete behaglich eine Zigarre an. Wenn ihn jemand treffen wollte, durfte er kommen.

Die beiden Paare am Tisch unterhielten sich jedes für sich. So hatte er Zeit, dem Konzert zu lauschen. Bald kam er so weit, daß er die Ursache seiner Anwesen-

heit völlig vergaß. Er schrak erst auf, als er unmittelbar neben sich eine Stimme vernahm.

„Ist dieser Stuhl vielleicht noch frei?"

Walter blickte auf zu einer Dame. Wenig über zwanzig mochte sie zählen. Die Kleidung sehr fein, aber in keiner Weise auffallend. Er beeilte sich, den Stuhl zurechtzurücken.

„Danke!"

Dabei traf ihn ein Blick aus nachtschwarzen Augen. Zweimal hatte er so dunkle Augen blinken sehen. Das erste Mal, als er der Wahrsagerin gegenübersaß, und dann wieder neulich im Konzert. Aber jedesmal gehörten sie einer anderen Dame, und jene beiden waren längst über die erste Jugend hinaus, während seine Nachbarin —

Walter Schmidt suchte einen weiteren Blick zu erhaschen. Es gelang ihm nicht. Die Dame saß etwas von ihm abgewendet. Nur von der Seite konnte er sie sehen. Sie schien sich ganz dem Genuß des Konzerts hinzugeben.

Walter wußte ganz bestimmt, daß er die Dame nicht kannte. Ein rascher Blick in die Runde überzeugte ihn, daß die Tische tatsächlich voll besetzt waren. In dem Verhalten der Fremden deutete nichts darauf hin, daß sie ihn kannte oder gar seine Nachbarschaft gesucht hatte. Es waren zufällige Umstände, die sie auf den Stuhl an seiner Seite führten. Nun erinnerte er sich auch, daß er achtlos die Hand auf die freie Lehne gelegt und so den Platz gewissermaßen in Beschlag genommen hatte. Nur einer Notwendigkeit war die Dame gefolgt. Den Brief, den er in der Tasche trug, hatte sie ganz sicher nicht geschrieben.

Hatte ihn überhaupt jemand im Ernst an diesen Ort bestellt? Ob Weib oder Mann — er hätte längst

hier sein müssen. Wahrscheinlich wollte ihm jemand einen Streich spielen. Mochte es sein! Der Aufenthalt unter den grünen Bäumen inmitten der bunten Lichter war angenehm, das Konzert gut. Er wollte an nichts anderes mehr denken.

Die Nummer, in der ein Solist sein Bestes gegeben, war zu Ende. Wohlverdienter Beifall rauschte durch den Garten. Auch Walter klatschte in die Hände. Er war hochbefriedigt und folgte nur dieser Empfindung. In seiner gehobenen Stimmung tat er wohl des Guten ein wenig zu viel, denn er gewahrte, daß ein Blick seiner Nachbarin ihn streifte, wobei ein flüchtiges Lächeln um ihren Mund huschte.

Er hörte auf zu klatschen und lüftete den Hut. „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein! Ich vergaß, daß ich nicht allein am Tisch sitze."

Sie neigte kaum merklich den Kopf. „Desto ehrenvoller für den Künstler! Es war wirklich eine tüchtige Leistung und der Beifall voll verdient."

„Aber man braucht nicht wie ein Wilder zu klatschen."

„Weshalb nicht? Vorausgesetzt, daß der Beifall einer durch die künstlerische Leistung ausgelösten Gefühlswallung entspricht. Die Wilden sind doch sozusagen Gefühlsmenschen."

„Dann darf ich mich mit unbeschwertem Gewissen diesen braven Zeitgenossen zuzählen."

„Nicht doch! Von der Empfindung sprach ich, die im Beifall zum Ausdruck kommt und kommen soll. Ist sie stark und echt, so ehrt sie den Künstler und den Hörer zugleich."

Der Faden war angesponnen und riß nun nicht wieder ab. So anregend fand Walter die Unterhaltung mit der Unbekannten, daß er nicht nur das Konzert, sondern auch den Brief vergaß, den er in der Tasche

trug. Als nach Erledigung des Programms das Publikum von den Tischen aufbrach, machte er ein ganz erstauntes Gesicht, dem sich eine kleine Beigabe von Enttäuschung beimischte.

„Schon?! — Wenn ich jetzt Faust wäre, würde ich zum Augenblick sagen: Verweile doch, du bist so schön!"

Über das Gesicht der Dame huschte ein freundliches Lächeln: Ein warmer Blick der schwarzen Augen traf den Sprecher. „Nun, dann will auch ich Ihnen gestehen, daß ich mich so gut unterhalten habe wie — wie selten zuvor. — Aber nun ist meine Zeit abgelaufen." Sie streckte die Hand aus. „Leben Sie wohl — und besten Dank!"

„Auch ich will mich auf den Heimweg machen. Darf ich mich Ihnen anschließen, gnädiges Fräulein?"

Plaudernd erreichten sie die Straße. An der Haltestelle der elektrischen Bahn stand das Fräulein still.

„Hier trennen sich unsere Wege," sagte sie. „Noch einmal — leben Sie wohl!"

„Nicht auf Wiedersehen?"

Sie wiegte nachdenklich das Haupt. „Ich habe schon vorhin bekannt, daß ich mich in Ihrer Gesellschaft recht gut unterhalten habe. Aber bis zur förmlichen Verabredung ist doch noch ein weiter Schritt. Ich will nicht sagen ja — ich will nicht sagen nein. Steht es in den Sternen geschrieben, daß wir uns an irgend einem Ort wieder begegnen sollen, so wird es mich freuen. Bis dahin — sehen Sie, da kommt meine Straßenbahn."

Ruhig streckte sie ihm die Hand hin. „Noch ein letztes Mal — leben Sie wohl!"

Leicht und gewandt erstieg sie die Stufen.

„Auf Wiedersehen!" rief Walter, indem er den Hut zog.

Schon rasselte der Wagen weiter.

Im Salon von Frau Konsul Götze saß Mr. Allington der Hausherrin gegenüber. Der Herr war, wie er sagte, erst vor etlichen Tagen auf einer Geschäftsreise in Europa eingetroffen. Er benützte die Gelegenheit seines Aufenthalts in Berlin, um der Mutter seines in Amerika auf so traurige Art ums Leben gekommenen Freundes Alfred Götze die letzten Grüße ihres Sohnes zu überbringen.

Die alte Dame preßte das Taschentuch an die Augen, um die perlenden Tränen zu verbergen. Obschon sie durch Sleds letzte Sitzung auf die Trauerbotschaft vorbereitet war, brach ihr Schmerz doch mit erneuter Gewalt hervor.

Um nicht zu stören, wollte sich der Besucher empfehlen, aber die Frau Konsul hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie nur noch, Mr. Allington! Bitte, bleiben Sie! Meine Tränen dürfen Sie nicht anfechten, gelten sie doch dem Sohne. Großer Gott, meinem einzigen Sohne! Ich habe noch so viel zu fragen. Und meinem Herzen tut es wohl, dem gegenüberzusitzen, dem Alfreds letztes Wort gegolten, auf dem sein letzter Blick ruhte. Gott, mein Gott, wenn ich denke, wie er vor drei Jahren nach seinem Besuch hier Abschied nahm! So voll froher Hoffnung war er, so ganz erfüllt von weit ausschauenden Plänen! Die Herstellung von Flugmaschinen wollte er in seinen Geschäftsbetrieb aufnehmen. Mit den bekanntesten Aviatikern hatte er Anknüpfung gesucht, um ihre Wünsche und Ansichten zu erforschen. Und nun soll ich ihm nie mehr ins Antlitz schauen, niemals wieder seine Stimme hören!“

Die Tränen der Mutter begannen aufs neue zu fließen.

Allington wischte sich die Augen, als sei er selbst

von Rührung übermannt. Er war ein stattlicher Mann um die Mitte der dreißiger Jahre. Haar und Bart trug er nach amerikanischer Sitte. Auch die Kleidung ließ den Ausländer erkennen. Beim Sprechen schien ihm zuweilen ein deutsches Wort zu fehlen. Er ersetzte es dann durch ein englisches.

„Ich habe für Sie noch ein Andenken an Ihren Sohn, Frau Konsul. Es war sein letzter Wunsch, daß nach seinem Tode ein Bild von ihm hergestellt würde, eine bleibende Erinnerung für seine Mutter. Aber Ihr Schmerz ist vielleicht noch zu neu und zu heftig, um es jetzt schon zu sehen. Die Aufregung könnte Ihnen schaden."

„An meinen Tränen dürfen Sie nicht Anstoß nehmen, Mr. Allington! Bitte, zeigen Sie mir nur das Bild! Geben Sie es mir gleich! Ich besitze nichts aus meines Sohnes letzter Lebenszeit, kein Erinnerungszeichen. Und er hat an mich gedacht — noch ganz zuletzt! Bitte, geben Sie mir das Bild!"

Mr. Allington suchte einen Augenblick in seinem Taschenbuch. Dann brachte er eine Photographie zum Vorschein, einen Abzug der Platte, die in der Sturmstraße entstanden war und darauf zur Herstellung des Films für die Projektion des Lichtbildes in der Tiergartenstraße gedient hatte.

Beim ersten Blick auf die Photographie entrang sich ein Ausruf der Verwunderung dem Munde der Frau Konsul. „Dasselbe! Großer Gott, genau dasselbe!"

In fliegenden Worten erzählte sie, was in der Sitzung geschehen war.

Mr. Allington hörte ruhig, aber mit der Aufmerksamkeit des teilnehmenden Freundes zu. Dann bedauerte er, daß ihm die Geschäfte keine Muße ließen,

derartigen Dingen Interesse zu schenken. Aber an die Worte der Frau Konsul würde er sich erinnern, wenn er sich einmal vom Geschäft zurückgezogen haben würde. Dann wollte er der neuen Lehre besondere Aufmerksamkeit widmen.

Die Frau Konsul versenkte sich in die Einzelheiten des Bildes. Immer wieder tupfte sie mit dem Tuch die perlenden Tränen aus den Wimpern.

„Wie soll ich, wie kann ich Ihnen danken, Mr. Allington?“

Der Fremde bemerkte, daß er nur den Wunsch eines sterbenden Freundes erfülle. Für Frau Konsul vermochte er einen Grund zur Dankbarkeit nicht anzuerkennen.

„Da steht eine junge Dame am Sarge. Der Tod meines Sohnes scheint ihr nahezugehen. Wer ist die junge Dame, Mr. Allington?“

„Das ist Miß Allington, meine Schwester.“

Es waren Mutteraugen, die auf das Bild niederschauten, und diese Augen feuchteten sich, bis sie nichts mehr zu unterscheiden vermochten. Dann sank die Hand mit dem Bilde in den Schoß der alten Dame.

„Sagen Sie mir alles, Mr. Allington. Ihr Fräulein Schwester hat meinem Sohn nahegestanden — sie hat ihn geliebt?“

Große Zurückhaltung war im Ton des Besuchers. „Ich habe Grund zu glauben, daß Mr. Götze meiner Schwester nähertrat, daß diese Annäherung sie beglückte. Die beiden schmiedeten Pläne, weit ausschauende Pläne für die Zukunft. Ich hatte nichts dagegen zu erinnern. Da kam der Tod und zog den Schlußstrich.“

Frau Konsul Götze sah das Bild an. Sie murmelte vor sich hin: „Sie hat ihn geliebt! Mein Sohn hat sie geliebt!“

Da hob sie die Augen. „Sagen Sie mir, ob mein Sohn sich mit Ihrer Schwester schon verlobt hatte, Mr. Allington.“

„Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Heirat bereits verabredet war. Was aber für Mr. Götze bei Lebzeiten eine glückliche Zukunft bedeutete, bleibt für die Mutter des Verstorbenen ein Wort ohne Inhalt.“

„Und wo lebt Miß Allington jetzt? Wo hält sie sich auf?“

„Meine Schwester befindet sich in diesem Augenblick im Hotel Windsor, wo wir abgestiegen sind.“

Die Frau Konsul richtete sich lebhaft auf. Blick und Wort waren nicht frei von Vorwurf. „Und das erfahre ich erst jetzt, Mr. Allington! Die Verlobte meines Sohnes weilt in dieser Stadt, und ich weiß es nicht! Bringen Sie Alfreds Braut sofort zu mir, Mr. Allington! Ich will ihr in die Augen sehen, will die Hände streicheln, die in meines Sohnes Händen ruhten. Bringen Sie mir — — aber nein!“ Sie streckte den Arm aus nach der elektrischen Glocke. „Lassen Sie sogleich ein Auto rufen, Lisa!“ rief sie dem eintretenden Mädchen zu.

Und nun wandte sie sich wieder zu dem Besucher. „Ich selbst will zu Ihrer Schwester fahren, Mr. Allington, und Sie werden mich begleiten. Ich will sie bitten, daß sie bei mir wohnt, bei mir bleibt, mit mir weint.“

So kam Ursula in das Haus von Frau Konsul Götze.

Das Zusammenleben der Damen gestaltete sich so harmonisch wie denkbar. Die Frau Konsul tat alles, ihrem Gast den Aufenthalt in der Villa möglichst angenehm zu machen. Schon nach wenigen Tagen fing sie an, Ursel ihr liebes Töchterchen zu nennen. Es war ihrem Herzen eine Wohltat.

Bei alledem blieb Ursula völlig Herrin ihrer Zeit. Es war der dringende Wunsch der alten Dame, daß sich die Geschwister durch Ursulas Übersiedlung nach der Villa in keiner Weise in ihrer Bewegungsfreiheit beengen ließen. Der Bruder war ein für allemal geladen und willkommen, die Schwester sollte gehen und kommen, wie es ihrem Bedürfnis entsprach.

Nur vor einem begann die Frau Konsul mehr und mehr zu bangen. Im Hotel Windsor hatte sie Ursula in dunklen Gewändern gefunden, die zugleich dem Zweck der Reise entsprachen. Trauerkleider, die zugleich Reisekleider waren, trug die junge Dame auch in der Villa. Dadurch wurde die Frau Konsul beständig an die bevorstehende Trennung erinnert. Wie sollte sie das Leben ertragen, wenn Ursula wieder von ihr ging? Täglich fürchtete sie das Wort „Abreise“ zu hören. Schließlich konnte sie nicht anders, sie mußte ihrer Sorge Ausdruck geben.

„Kommen Sie doch mit uns, Mütterchen!“ gab Ursula zur Antwort.

Die alte Dame sah den Gast mit erstaunten Augen an. „Ist das Ihr Ernst, Ursula?“

„Weshalb sollte es nicht mein Ernst sein? Glauben Sie, es wird mir leicht, von Ihnen zu gehen, nachdem ich in Ihnen eine Mutter gefunden, die ich seit meiner Kindheit entbehrte? Was hält Sie hier? Drüben ist Alfreds Grab!“

Von diesem Tage ab ließ der Gedanke an die Reise die alte Dame nicht mehr los. Ursulas Bruder wurde in die Sache eingeweiht. Er hatte keinerlei Bedenken und freute sich für seine Schwester. Dabei machte er darauf aufmerksam, daß wenn sich niemand um die Hinterlassenschaft drüben bekümmerte, dieselbe bald

in alle Winde zerflattern würde. Selbst im Fall die Regierung Hand darauf legte, war wenig gebessert. Nachher war es ungeheuer zeitraubend und recht kostspielig, zu seinem Recht zu gelangen. Auch aus diesem Grunde mußte er empfehlen, daß Frau Konsul wenigstens auf einige Zeit mit nach Amerika kam, um selbst nach dem Rechten zu sehen.

Mr. Allington fühlte sich noch zu einem anderen Vorschlag gedrängt. Er wollte seine weiteren Geschäftsreisen durch das Deutsche Reich ohne Ursulas Begleitung antreten und in kurzen Zwischenräumen immer wieder nach Berlin zurückkehren. Vorausgesetzt natürlich, daß den Damen ein Gefallen damit geschah.

Die Frau Konsul war ganz überwältigt von so viel Liebenswürdigkeit. Sie zauderte nur, ob sie dieses neue Opfer von Miß Allington annehmen durfte.

Ursula beruhigte die Sorglichkeit der alten Dame. Sie wußte, daß der Vorschlag ihres Bruders dazu diente, die falsche Vorstellung von dem in Geschäften nach Deutschland gekommenen Ausländer zu stützen. Daneben sicherte sich Mr. Allington auf diese Art volle Bewegungsfreiheit.

Gar gern glaubte Frau Konsul Ursulas Versicherung, daß sie kein Opfer brachte, wenn sie bei ihrem „Mütterchen" blieb.

So reiste Mr. Allington beruhigt ab, und seine Schwester machte sich in der Villa Götze so nützlich wie möglich. Wenn der Postbote sichtbar wurde, ging sie ihm stets bis an die Gartenpforte entgegen, um ihm die Postsachen abzunehmen. Es deuchte ihr stets ein gutes Zeichen, wenn kein amerikanischer Stempel sich dazwischen zeigte.

Als die Dame mit den schwarzen Augen sich von Walter Schmidt getrennt hatte, folgten die Blicke desselben sehnsüchtig dem Wagen, der die Unbekannte forttrug. Erst nachdem die Elektrische an der nächsten Ecke verschwunden war, machte sich der junge Mann gleichfalls auf den Heimweg. Seine Gedanken verweilten noch immer bei der Fremden.

Wer war die Dame?

Ein ruhiges, gehaltvolles Mädchen, an das sich kecke Zudringlichkeit sicher nicht heranwagte. So stand sein Urteil. Aber eine Meinung über den Charakter gibt noch keine Aufklärung betreffs der gesellschaftlichen Stellung. Stand oder Beruf der Fremden war Walter ebenso unbekannt geblieben wie ihr Name oder ihre Wohnung. Sie zog um ihre Persönlichkeit einen Kreis, in den müßige Neugier nicht hineinblicken durfte. Und war sie die Absenderin der brieflichen Aufforderung?

Walter hätte gern Gründe der Bestätigung gehabt, aber er verneinte die Frage, sobald er sie sich gestellt hatte. Wäre der Brief von der Fremden gekommen, so hätte sie nicht während der ganzen Unterhaltung so unbefangen bleiben können. Die Dame kannte ihn so wenig, wie er selbst etwas von ihr wußte. Daß die schwarzen Augen ihn an die Talbot erinnerten und noch an eine andere Persönlichkeit, war ohne Bedeutung. So selten sind schwarze Augen doch nicht, um ein sicheres Erkennungszeichen zu bilden, wenn alles andere nicht stimmt. Zudem war die Wahrsagerin nach außerhalb gezogen, unbekannt wohin. Und überhaupt das Alter, die ganze Persönlichkeit — nein! Und welche Veranlassung sollte die Talbot haben, ihn auf diese Art ins Konzert zu bestellen?

Walter fand keinen Schlüssel zum Verständnis der Sache.

Brauchte er aber einen Schlüssel? Gab es überhaupt einen? Wozu eigentlich?

Wenn eine fremde Dame aus Mangel an Sitzgelegenheit den freien Stuhl an seiner Seite beanspruchte, sich weiter nicht um ihn kümmerte, erst rein zufällig in eine verspätete Unterhaltung mit ihm geriet, ihren Namen nicht nannte und jede Verabredung eines Wiedersehens ablehnte, so gab es da weder ein Geheimnis noch einen Schlüssel dazu.

Blieb immer wieder die geheimnisvolle Bestellung! Das konnte auch eine Irreführung sein. Gemeldet hatte sich jedenfalls niemand. Oder sollte er glauben, die Unbekannte habe ihn anonym ins Konzert bestellt, um ihm dann ein Wiedersehen abzuschlagen? Dergleichen wäre wirklich noch nicht dagewesen.

Und dann kam der Augenblick, wo Walter mitten auf der Straße stillstand und sich mit der Hand an die Stirn schlug. Hatte er denn sich selbst vorgestellt? Wie durfte er erwarten, daß eine Dame von Welt und Erziehung damit den Anfang machte! Woher nahm er die Kühnheit, zu vermuten, daß eine solche Dame einem Menschen mit mangelhaften Umgangsformen, wie er sie bewiesen hatte, ein Wiedertreffen bewilligen werde, selbst wenn sie vorher eine Annäherung gewünscht haben sollte!

So gingen die Gedanken des jungen Mannes im Kreise herum, bis er am nächsten Abend wieder an derselben Stelle im Konzertgarten saß.

Die Fremde kam nicht. Sie kam auch am zweiten und dritten Abend nicht.

Walter wurde immer aufgeregter. Die innere Unruhe ließ ihn nicht eher los, bis er wieder auf dem Platz im Konzertgarten saß, der nun beinahe sein

Platz war. Er wollte sich der Unbekannten vorstellen, wie es seine Pflicht war. Nur sich vorstellen — weiter wollte er nichts. Wenigstens redete er sich das vor. Die Fremde sollte und durfte ihn nicht für unhöflicher halten, als er war.

Aber sie kam nicht.

Über dem einen Gedanken vergaß Walter alles andere. Er dachte nicht mehr an seine Aufgabe, er vernachlässigte seine Hausgenossen und wurde sich der Unart in seinem Verhalten nicht einmal bewußt. Am Morgen stand er auf in der Zuversicht: heute! Am Abend legte er sich nieder in der Hoffnung: morgen!

„Ich weiß nicht, was in unseren Herrn gefahren ist. Man sieht ihn kaum noch," sagte Frau Kemnitz.

„Laß ihn doch!" war Annas schnippische Antwort. „Was geht uns unser Mieter an?"

Daraufhin mußte Frau Kemnitz glauben, zwischen den jungen Leuten habe es eine jener Unstimmigkeiten gegeben, die in erregten Zeiten vorkommen. So etwas läuft sich von selbst wieder zurecht. Sie kümmerte sich nicht mehr darum.

Die Woche ging herum — sieben volle Tage.

Walter Schmidt saß wieder auf „seinem" Platz. Der Sicherheit halber hatte er den Arm auf die Lehne „ihres" Stuhls gelegt. So war dieser nicht dem Zugriff fremder Leute preisgegeben.

Und wieder grübelte Walter, ob die schwarzen Augen niemals mehr neben ihm aufleuchten würden.

Die Tageszeitungen fielen ihm ein. Sollte er ein Inserat erlassen? Nur ihr allein verständlich um ein Wiedersehen bitten?

Mit zusammengezogenen Brauen starrte er vor sich hin. Was sollte er tun? Was konnte er tun? Den Gedanken an die Fremde abschütteln? Das vermochte

er nicht. Tag und Nacht würden die schwarzen Augen in seiner Seele brennen.

Indem er brütend also dasaß, verlor er das Bewußtsein der Gegenwart und seiner Umgebung. Nicht einmal die schmetternden Klänge der Trompeten vermochten die wogenden Gedanken und Empfindungen zu durchdringen, in die seine Seele sich einspann.

So ward er nicht gewahr, daß eine verspätete Dame den Hauptgang des Gartens heraufkam. Die dunklen Augen flogen den Füßen suchend voran. Als sie Walter Schmidt erblickte, zuckte ein Blitz der Freude über ihr Gesicht.

Sie trat an den Tisch. Der grübelnde Mann ward ihrer nicht gewahr. Sie stand neben ihm. Er starrte noch immer vor sich hin und regte sich nicht.

„Guten Abend!" sagte sie mit ihrer tiefen Stimme.

Walter fuhr auf aus seinen Gedanken, starrte ihr ins Gesicht, als könne er nicht an die Wirklichkeit glauben, die er sich eine ganze Woche lang ausgemalt hatte. Dann flog über sein Gesicht der Ausdruck so unverkennbarer Freude, daß sie, die kein Zucken seiner Züge verlor, wohl damit zufrieden sein konnte.

„Endlich!" Es klang wie ein befreites Aufjauchzen aus seiner Brust. „Oh, wie haben Sie mich gequält!"

„Darf ich mich wieder auf meinen alten Platz setzen?".

Da sprang er auf und schob ihr den Stuhl zurecht. „Seit acht Tagen habe ich ihn für Sie belegt."

„Für mich? Aber wir hatten ja gar nichts verabredet! Alles sollte doch dem Zufall überlassen bleiben!"

„Und um den Zufall nicht zu hindern, habe ich hier auf Sie gewartet — Abend für Abend!"

„Ich kann leider nicht immer über meine Zeit verfügen. Als ich heute abend frei hatte, dachte ich an

unser Plauderstündchen neulich. Und da meinte ich — aber das darf ich Ihnen eigentlich gar nicht sagen!"

„Weshalb nicht? Bitte, bitte, Fräulein, sagen Sie es mir!"

„Nun, es fuhr mir durch den Sinn, ob's vielleicht der Zufall fügen möchte, daß ich einen gewissen Jemand da wiederfände, wo wir vor acht Tagen so nett beisammen saßen. Darum ging ich her. Und siehe — da ist er! Aber Ihren Namen weiß ich deshalb noch immer nicht."

Er sprang auf. „Walter Schmidt heiße ich. Diese ganze Woche habe ich mit mir gescholten, daß ich damals unterließ, mich vorzustellen. Nun hätte ich's beinahe wieder vergessen. Aber glauben Sie mir, es lag keine Absicht darin."

„Und ich heiße Ursula Allington. Drüben in Amerika ist es nicht Sitte, daß man feierlich seinen Namen nennt, wenn man mit jemand zwei Minuten am Biertisch sitzt. Freilich, wenn man öfter zusammenkommt — also deswegen wurden Sie nicht bestraft. Aber in meiner Stellung und in meiner Lage — ich bin Gesellschafterin einer älteren Dame — ist es niemals klug, wenn man sich ersten günstigen Eindrücken gar zu willig überläßt. Großstadt ist Großstadt! Übrigens würde ich mich auch zu verteidigen wissen. Wo ich fremd bin, gehe ich niemals ohne meinen Revolver aus. Vielleicht ist es töricht, aber ich bin daran gewöhnt."

Walter konnte eine Gebärde des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Ländlich — sittlich!" meinte Ursula Allington. „Ich wollte vorhin nur ausdrücken, daß Sie sich wegen der vergessenen Vorstellung keine Vorwürfe zu machen brauchen. Das gute Glück hat uns ja auch ohnedies wieder zusammengeführt."

„Nicht das blinde Ungefähr! Meine Ausdauer ist belohnt worden. Ich bin so froh, so sehr froh, Miß Allington!“

Sie streckte ihm lächelnd die Hand hin. „Es tut mir ja leid, daß Sie sich meinethalben Unbequemlichkeiten gemacht haben, aber es war doch nicht so schwer, zu erraten, daß ich nicht frei über meine Zeit verfügen kann, wie Sie vielleicht. Ich sagte schon, daß ich Gesellschafterin bin. Frau Konsul Götze ist mir herzlich zugetan, aber sie nimmt meine Zeit stark in Anspruch. Ich bin froh, wenn ich gelegentlich einen Abend für mich gewinne. Und da heute gerade acht Tage um waren, dachte ich — na und so weiter. Doch nun genug davon! Ich habe Ihnen schon viel zu viel gestanden. Plaudern wir von etwas anderem.“

„Zum Beispiel von Ihren Augen! Miß Allington, ich weiß bestimmt, daß ich Sie vor acht Tagen zum ersten Male gesehen habe, und doch werde ich die Empfindung nicht los, als hätte ich schon einmal in Ihre Augen geblickt.“

„O weh! Und ich habe mir immer eingebildet, in meinen Augen etwas Besonderes zu besitzen. Das ist nun wieder nichts.“

„Vor einiger Zeit sah mich eine Dame mit Ihren Augen an.“

„Mit meinen nicht! Schwarze wird sie gehabt haben.“

„Und noch ein zweites Mal eine andere an anderem Ort.“

„Ich bin also schon die dritte?“ scherzte Ursula.

„Eine Wahrsagerin war die erste.“

„Glauben Sie auch an dergleichen?“ fragte Ursula.

„Nein. Daß ich hinging, hatte besondere Gründe.“

„Und was haben Sie Gutes erfahren?"

„Daß meine Zukunft in Rosenrot liegt. Jugend und Schönheit, Glück und Liebe erwarten mich."

„Sie Glücklicher! Wenn mir doch auch dergleichen bestimmt wäre! Aber Sie glauben ja nicht daran."

„An Jugend und Schönheit glaube ich jetzt."

„Spötter!"

„Ich spotte nicht!" versetzte er ernsthaft und sah ihr tief in die schwarzen Augen. —

An diesem Abend trennten sich die beiden nicht, ohne ein neues Zusammentreffen verabredet zu haben. Aber Ursula Allington fuhr darauf nicht sofort nach dem Hause der Frau Konsul Götze. In ihrer Privatwohnung vertauschte sie das Abendkleid mit der dunklen Gewandung, in der die Frau Konsul sie kannte.

Nach dem Umkleiden trat sie noch einmal vor den Spiegel und schaute sich aufmerksam in die Augen. Dann lächelte sie sich an. „Mich hat er vor acht Tagen zum ersten Male gesehen, aber euch hat er wiedererkannt, ihr schwarzen Sterne! An Jugend und Schönheit glaubt er bereits, an Glück und Liebe soll er bald glauben lernen!"

In seiner gewählt eingerichteten Junggesellenwohnung saß George Fröhden, der Mann mit den vielen Namen, zu denen er ebensoviele verschiedene Gesichter vorrätig hielt. Auch betreffs der Heimstätten war er wohl versorgt. Stets verfügte er mindestens über zwei Wohnungen, von denen er gewöhnlich nur die auf den Namen Fröhden gemieteten Räume benützte. Im übrigen wechselte er mit der Rolle zugleich auch die Wohnung.

Die Förmlichkeiten der polizeilichen An- und Ab-

meldung pflegte er beim Wohnungswechsel stets pünktlich und dabei in einfachster Weise zu erfüllen. Im Besitz der nötigen Ausweispapiere aus aller Herren Ländern begab er sich nach der amtlichen Meldestelle. Seine höfliche Anfrage in mangelhaftem Deutsch, ob er zu vorübergehendem Aufenthalt als Weltreisender einer besonderen Anwesenheitsbescheinigung bedürfe, fand ebenso höfliche Antwort. Gauner, Hochstapler und sonst anrüchige Personen pflegen ihre Beziehungen zur Polizei weniger sorgfältig zu regeln. Man warf einen Blick in die mitgebrachten Papiere — sie waren in bester Ordnung. Man fragte höflich nach dem Verlauf der Reise — und alles war erledigt. Wollte er an einer Stelle seine Zelte abbrechen, so bedurfte es nur einer einfachen Mitteilung. Als nächsten Aufenthaltsort bezeichnete er Wien oder Budapest oder Konstantinopel — ganz genau wußte er gewöhnlich selbst noch nicht, wohin er sich zu längerem Aufenthalt begeben würde. Manchmal führte seine angebliche Reise auch über den Ozean.

Daß er in solchem Fall Berlin wirklich verließ, war keineswegs nötig. Er zog einfach in einen anderen Stadtteil, um dasselbe Spiel unbesorgt unter anderem Namen zu wiederholen. Da er sich mit Vorliebe nach außerhalb abmeldete, waren Nachforschungen über seinen Verbleib ausgeschlossen. Und wollte wirklich jemand wissen, wo er vorher gewesen, so nannte er irgend eine ausländische Stadt. Wer mochte den Kreuz- und Querzügen eines Weltbummlers nachspüren?

Im Hause Kemnitz galt Fröhden als ein in Berlin ansässiger, wenn auch häufig auf Reisen befindlicher Ingenieur.

Augenblicklich saß er an seinem Schreibtisch. Vor

ihm stand eine größere Kassette aus Aluminium. Der Deckel war aufgeschlagen. Fröhden lehnte sich in den Stuhl zurück und blies den Rauch seiner Zigarre in dicken Wolken von sich nach der unbewußten Art mancher Leute, die angestrengt nachdenken.

Der jüngste seiner Anschläge reifte dem Gelingen entgegen. Frau Konsul Götze war bereit, in Ursulas Gesellschaft die Reise über das große Wasser anzutreten. Befand sich die alte Dame erst völlig in seiner Gewalt, so bot sich auf dem Schiff oder nach der Landung leicht Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen. Tote werden keine Ankläger, das war George Fröhdens Grundsatz. Gefahr lag vorläufig ja nicht vor, wenn sich die Abreise auch noch etwas hinausschob. Ursula prüfte die Post der alten Dame in bezug auf Eingänge aus Amerika für den Fall, daß der Absturz nicht den Tod ihres Sohnes herbeigeführt haben sollte. Aber längere Zögerung schien ihm zum mindesten überflüssig. Er wollte die Hände frei haben für weitere Unternehmungen.

Daneben sprach noch ein zweiter Grund für Beschleunigung in Sachen Götze. Fröhden liebte seine Schwester auf seine Weise. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Ursula in jeder ernsten Frage unentwegt an seiner Seite stehen werde. Aber zugleich hielt er ihre Neigung zu Schmidt für tiefgehend genug, um sie unter Umständen in gefährliche Lagen zu verstricken. Ursula war ein Weib und als Weib ihrer Natur unterworfen. Wenn aber die Empfindungen, die Schmidt in ihr wachgerufen hatte, mehr bedeuteten als eine Laune, die der Augenblick bringt und der Augenblick verweht, so würde sie Mittel und Wege suchen, den Mann an sich zu ziehen. Vielleicht hatte sie dieselben schon gefunden.

Darin lag die Möglichkeit einer Gefahr, der Fröhden jedenfalls rechtzeitig begegnen mußte.

Fröhden legte den Rest seiner Zigarre aus der Hand. Einem Fach der Kassette entnahm er das Material zu einer Barttracht, an deren Fertigstellung er schon längere Zeit gearbeitet hatte. Die Geschicklichkeit, mit der er ans Werk ging, bewies zur Genüge, daß ihm die Kunst des Perückenmachens nicht fremd war. Was er zur Maskierung von Kopf und Gesicht gebrauchte, fertigte er sich stets selbst an. So gab es niemand, der seine Heimlichkeiten kannte oder auch nur ahnte. Nicht ohne Grund hielt er sein natürliches Gesicht bartlos und das Kopfhaar ganz kurz geschnitten. Dadurch wurde die Verwendung künstlicher Haartrachten wesentlich erleichtert. Jetzt lag ihm daran, sich eine Maske zu schaffen, die auch Ursula nicht kannte.

Nach einer Stunde eifriger Arbeit war das Werk so weit gefördert, daß er vor dem Spiegel Anprobe halten konnte. Frisur und Barttracht waren der von Walter Schmidt nachgebildet. Als geübter Mimiker hatte Fröhden seine Züge derart in der Gewalt, daß er nach vorangegangener Übung jeden ausdrucksvollen Kopf nachahmen konnte. Hier und da half er jetzt mit einigen Schminkstrichen nach. Dann aber war die Ähnlichkeit mit Walter Schmidt so vollkommen, daß er selbst ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. „So, kleine Ursel, nun wollen wir gelegentlich die Probe machen."

Nachdem der vielgestaltige Herr die falsche Haartracht wieder abgelegt hatte, wusch er sein Gesicht und verwandelte sich darauf in die Phantasiegestalt des Mr. Allington. Sein Kleiderschrank enthielt Anzüge in verschiedenstem Schnitt, so daß er seine Tracht dem zurechtgemachten Kopf anpassen konnte.

Bevor er aber zu Frau Götze hinausfuhr, um Ursel abzuholen, ließ er das Auto vor einer lithographischen Kunstanstalt in der Leipziger Straße halten.

„Sind die Verlobungskarten für Fröhden fertig?"

„Werde gleich nachsehen," sagte die Dame hinter dem Verkaufstisch.

Nach kurzer Zeit kam sie mit einem zierlichen Karton zurück.

Fröhden prüfte Ausführung und Text der buchartig gefalteten Karten. Auf einem Blatt stand eine Anzeige, die als von den Brauteltern ausgehend gedacht war, auf dem angebogenen zweiten Blatt war zu lesen: Als Verlobte empfehlen sich Jeannette Grandidier — George Fröhden. Paris — Berlin.

Fröhden steckte das Schächtelchen ein und erlegte den geforderten Betrag. Dann stieg er in das Auto, um nunmehr als Mr. Allington zu Frau Konsul Götze zu fahren.

Da es sich um eine Verabredung handelte, wartete Ursel bereits auf ihn.

Eine halbe Stunde darauf saßen die Geschwister vereint in der rebenumrankten Box einer feinen Weinstube der Friedrichstadt, wo sie unbesorgt plaudern konnten.

„Wie sieht's in der Tiergartenstraße aus?" fragte Ursel.

„Die verschließbare Wandöffnung über dem Pult, durch die ich das Lichtbild vom Nebenraum her auf die Leinwand werfen konnte, ist wieder beseitigt. Alles sieht aus wie vorher. Die Villa steht zur Verfügung des Ausschusses. — Und wie weit bist du selbst, Ursel? Ich meine, wie schaut's mit der Abreise aus?"

„Die Sache ist erledigt — das weißt du. Die alte Dame wird uns begleiten, sobald wir reisen wollen.

Die Geldsachen mußt du selbst mit ihr besprechen. Aber ich meine auch jetzt noch, wir sollten die Sache nicht überstürzen. Da sind die Dienstboten nebst der Nachbarschaft und wer sich sonst dafür interessiert. Der Haushalt muß langsam aufgelöst werden. Die Abreise darf auch nicht entfernt wie eine heimliche Entführung aussehen."

„Vollkommen richtig! Aber nutzloses Aufschieben kann auch gefährlich werden."

„Haben die Zeitungen nichts mehr über den Fall Götze berichtet?"

„Nein. — Aber wenn ich auch nicht glaube, daß von drüben jetzt noch Nachricht kommt, eine Garantie ist nicht geboten."

„Ich nehme die Post regelmäßig selbst in Empfang."

„Du bist nicht immer da."

„Ich weiß die Zeiten, wann der Briefträger kommt, und richte mich danach."

Ursel hatte das Kinn leicht auf die Hand gestützt. Ihre Augen folgten dem ausgestreckten Zeigefinger der Rechten, wie er unsichtbare Hieroglyphen auf die Tischplatte schrieb. Dann hob sie plötzlich den Kopf. „Ist es nicht bald genug, George?"

„Was ist genug?"

„Ich meine, ob es nicht bald reicht, jedem von uns ein sorgenfreies Dasein zu ermöglichen?"

„Was verstehst du unter einem sorgenfreien Dasein, Ursel? Iß dich satt — iß dich gut satt! Trink auch dazu! Im Winter Theater, im Sommer eine Reise — dazu wird's wohl reichen. Aber Ursel, war das unser Ziel?"

„Jedes Ding muß doch schließlich ein Ende haben."

„Ich weiß nicht, wie du mir heute vorkommst, Ursel. Brave Bürgersleute ziehen sich vom Geschäft

zurück, um von ihren Renten zu leben. Das können wir doch nicht! Für uns gibt es kein Ausbiegen, kein Innehalten auf der betretenen Bahn."

„Inzwischen verfliegen die schönsten Jahre des Lebens ohne Zweck, ohne Inhalt!"

„Du wirst sentimental, Ursel! Oder hast du besondere Gründe zu solchen Gedanken? Halt, da fällt mir etwas ein." Er zog den Karton mit den Verlobungskarten heraus. „Sieh dir das einmal an, Ursel!"

Erstaunt sah sie auf die zusammengebogene Karte. „Das hast du getan? Du willst also glücklich sein, und ich sollte es nicht dürfen! Mir predigst du Verzicht, und du selbst —"

Mit überlegenem Lächeln hörte Fröhden den Ausbruch an. „Bist du fertig, Ursel? — Dann gib acht! Diese Jeannette Grandidier existiert gar nicht. Die Verlobung ist nur ein Trick, der mir Bewegungsfreiheit schafft. Wenn Mr. Allington mit der Frau Konsul über See geht, verschwindet auch Fröhden. Das könnte auffallen. Wenn aber Fröhden vorher erklärt, er habe sich verlobt, und geht nach Paris zu seiner Braut, wundert sich kein Mensch. Übrigens habe ich gestern mein Flugzeug nach Hamburg aufgegeben."

„Mag sein, daß du alles richtig berechnest — aber ich bin so müde, George, so sehr müde!"

„Wessen müde?"

„Unseres Weges müde, unseres Lebens. Ich will auch unter die Leute gehen, wie ich wirklich aussehe, nicht immer verkleidet und maskiert, heute so und morgen anders."

„Als schöne, junge, wohlhabende Dame meinst du?"

„Es kommt mir vor, als wäre ich gar nicht mehr ich selbst. Wie ausgetauscht komme ich mir vor."

„Ja, das Leben im Hause Götze hat meine liebe Ursel verdorben. Deine Stimmung beweist, daß du ein wohlumfriedigtes Dasein im Bürgerhause nicht ertragen kannst. Es wird Zeit, daß wir weiter kommen!“

„Im Gegenteil! Der Aufenthalt bei Frau Konsul beweist mir täglich mehr, worauf ich verzichte, welches Leben ich aufgegeben habe!“

„Verzichtet, Ursel? Ich denke, von dem Kartoffelkorb, der deine Wiege war, von der Existenz der fahrenden Leute fand sich wenig Gelegenheit, aufzugeben und zu verzichten.“

„Mag sein. Aber die alte Frau tut mir leid. Sie meint es wirklich gut mit mir. Und wenn ich dann denke, wie ich ihr lohne und lohnen soll — George, manchmal packt mich ein Grauen vor mir selbst.“

„Es kommt etwas spät, dieses Grauen!“

„Ich wünschte, du möchtest sie schonen.“

„Hast du gehört, daß der Löwe davonschlich, wenn er zum Sprung angesetzt hatte? Schlag dir doch solche Schwäche aus dem Sinn, Ursel!“ —

Als Mr. Allington seine Schwester vor dem Hause der Frau Konsul Götze aus dem Auto steigen ließ, ging er nicht mit hinein. „Viele Grüße!“ rief er ihr nach, dann fuhr er zur Stadt zurück.

Während seine Augen über den Rand des Gefährts hinweg die Passanten auf dem Bürgersteig streiften, wälzten sich die Gedanken durch sein Hirn. „Es wird Zeit, die allerhöchste Zeit!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Anna Kemnitz befand sich noch immer in durchaus kriegerischer Stimmung. Wenn Walter Schmidt kein Bedürfnis fühlte, gelegentlich ein paar Worte mit ihr

zu wechseln, sie selbst brauchte seine Gesellschaft ganz gewiß nicht.

Da traf Fröhdens Verlobungsanzeige ein.

„Na, so was!" rief Frau Kemnitz, als sie den Umschlag entfernt hatte. „Fröhden hat sich verlobt!"

„Mit wem denn?" fragte Anna gleichgültig.

„Hier ist die Karte! Eine Pariserin!"

„Darum ist er also öfter hinübergefahren!"

Damit war die Sache für sie erledigt.

Gegen Abend kam Lieschen Kleberg, die Nachbarstochter, auf einen Augenblick zum Plaudern herüber. Sie hatte eine große Neuigkeit auf dem Herzen, aber erst nachdem sie von Fröhdens Verlobung Kenntnis erhalten, kam sie damit heraus.

„Gestern abend waren wir im Konzert."

„War's schön?"

„Weißt du, wer auch da war? — Herr Schmidt — euer Mieter! Er war nicht allein. Mit einer jungen Dame saß er am Tisch. Schade, daß du ihn nicht auch gesehen hast!"

Anna Kemnitz fühlte, daß sie beobachtet wurde. Auf keinen Fall durfte sie sich etwas merken lassen. „War sie hübsch?" fragte sie ruhig. Sie wunderte sich selbst über den gleichgültigen Ton, in dem die Frage über ihre Lippen kam.

„Na, das ließ sich aushalten," meinte Lieschen Kleberg einigermaßen enttäuscht. Dann zog sie kräftigere Saiten auf. „Du hättest nur sehen sollen, wie vertieft er in die Unterhaltung war. Kein Auge hat er von ihr gelassen. Ich bin etliche Male dicht vorbeigegangen, aber er hat mich gar nicht gesehen."

„Laß ihn doch! Was geht's uns an?" sagte Anna Kemnitz mit einiger Anstrengung. „Oder hattest du dir Rechnung auf ihn gemacht?"

„Ich? Nicht in die Hand! — Aber ich dachte, du bist doch viel mit ihm zusammengewesen und —"

„Da irrst du dich aber gründlich!"

„Desto besser! Ich glaube, die beiden sind sich schon einig. Es sah ganz danach aus. — Na, gute Nacht, Anna!"

Dann stand Anna Kemnitz am Fenster und blickte auf die Straße hinab. Sie sah nichts von dem Treiben dort unten.

Hatte nicht einmal ein Wort sie berührt von einer Zukunft in Rosenrot? War sie es selbst, die das Leben vor sich gesehen hatte wie den jungen Tag, bevor die Sonne aufgeht?

Jugend und Schönheit — Glück und Liebe!

Verklungen, verweht — so lange, so lange schon! Und vor ihr lag die Zukunft so fern, so weit und so freudenleer!

Und dann kam die Nacht, die endlose Nacht. Anna Kemnitz lag auf ihrem Bett und starrte in der Dunkelheit zur Decke empor.

Was eben hatte aufblühen wollen, war schon zertreten. Für sie gab es keine Zukunft mehr. Trüb und grau lag der kommende Tag vor ihr — alle kommenden Tage. Jugend und Schönheit verblühten. Für sie blieb weder Liebe noch Glück. Nur die Sehnsucht lebte, die namenlose Sehnsucht.

(Fortsetzung folgt.)

Feldgrau

Von Max Nentwich

Mit 12 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers (Nachdruck verboten)

Nach ungefährer Schätzung hätte man mit dem für unseren gegenwärtigen Heeresbedarf erforderlichen „Feldgrau" in üblicher Breite von 1,40 Meter zunächst den Äquator in seiner ganzen Länge einmal umspannen können, und es wäre dann wahrscheinlich noch ein „Flicken" übriggeblieben, der verschiedene Male von Berlin bis Paris gereicht hätte.

Die jetzt fast völlig erledigte Bewältigung des riesigen Heeresbedarfes ist das glänzendste Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der deutschen Textilindustrie, und auch der Laie wird diese Glanzleistung auf seinen vollen Wert einschätzen, wenn er einen Einblick in das Getriebe einer Tuchfabrik tun kann.

An Rohmaterial hat trotz der verminderten Zufuhr die „große Wollwoche" den Bedarf auf lange Zeit hinaus gedeckt und damit außerdem noch brachliegenden Vorräten neuen Wert gegeben. Auch wurde die gesamte deutsche Schafschur des laufenden Jahres von der Militärverwaltung mit Beschlag belegt.

Rohe Schafwolle, mit der altes Material stets gemischt wird, unterliegt zunächst einer gründlichen Reinigung von Sand, Staub, Wollschweiß, wird dann karbonisiert, das heißt die anhaftenden pflanzlichen Stoffe, Kletten usw., werden durch Schwefelsäure und Heißluft verbrannt und mittels einer Schleudermaschine entfernt, abermals gewaschen und dann den Wölfen übergeben.

In Friedenszeiten werden ja die Anzugstoffe nach Kammgarn, Cheviot, Homespun und anderen Geweben streng getrennt und in der Auswahl der Zutaten bis zum Schafe hin unterschieden. Es gibt für bestimmte

Stoffe eigens gezüchtete Schafe, und vom abgeschorenen Vlies wird die Rücken- und Schulterwolle anders be-

Karbonisieren der rohen Schafwolle; Waschen und Schweifen fertiger Gewebe.

wertet als die des Bauches und der Beine. Derartig peinliche Unterscheidungen des Rohmaterials sind für

die Herstellung feiner und teurer Wollstoffe üblich und auch nötig; ein Vorzug unseres Feldgraus aber besteht gerade darin, daß alle Grundstoffe, langhaarige Kammgarn- und kürzere Streichgarnwolle, frisches wie bereits verwebtes Material, allerdings in geeigneter Zusammen-

Wolf, der mit eisenstiftbesetzter Trommel im Inneren des Apparats die Rohwolle lockert und löst.

stellung, verwendet werden können, da die weitere Behandlung durch Walken und umständliche Appretur eine feste, tuchartige Verfilzung schafft, die eine derartig peinliche Auswahl der Rohstoffe nicht erforderlich macht.

Alte Wollgewebe, wie sie die Reichswollwoche zusammenbrachte, werden nach Desinfektion, Reinigung,

ungefährer Zerkleinerung und Sortierung den Reißwölfen übergeben, die das ehemalige Gespinst entfasern und auflockern.

Die in vielfachen Systemen vorhandenen Wölfe bestehen im wesentlichen aus einer größeren, mit Stahlzähnen besetzten Trommel, die in schnell kreisender Bewegung das ihnen auf Förderbrettern zugeführte Material weniger zerreißen als vielmehr aufhaaren, lockern, und die Rohstoffe müssen so viele Wölfe durchlaufen, als eben erforderlich sind; die richtige Beurteilung dafür liegt, wie vieles andere, der Geschicklichkeit des Webmeisters ob. Die Apparatur des Wolfes ist völlig umkleidet, weil die schnelle Drehung das Material sonst umherschleudern würde. Das Wollmaterial durchläuft nach dem groben Reißwolf immer feiner gezahnte Apparaturen.

Im letzten Wolf erhält es einen „Schmelz“ durch irgend ein verseiftes Fett oder Öl, damit das Haar geschmeidig wird. Die Schafwolle verläßt den letzten Wolf als weißer, watteartiger, elastischer Bausch; die Altwolle, je nach früherer Beschaffenheit farbig und in reichlich aufgelockertem Zustande.

Nun erfolgt die Mischung, und die weitere Verarbeitung erledigen drei sogenannte „Krempel“, im Prinzip den Wölfen ähnlich, nur daß um den großen Tambour eine ganze Anzahl von Walzenpaaren angeordnet sind, deren feine Stahlhäkchen das Wollhaar noch weiter aufdrüseln, auseinanderziehen und nach derselben Richtung legen. Die eine Walze eines jeden Walzenpaares bearbeitet die durchziehende Wollmasse auf der einen, die andere auf der entgegengesetzten Seite; sie heißen daher „Arbeiter“ und „Wender“, geben das durch Kämme losgelöste Material immer wieder zum Tambour zurück, der es an ein weiteres

Walzenpaar weitergibt, bis es schließlich von einer zweiten, großen Häkchenwalze, dem „Peigneur“, als ganz weicher, dünner, zarter Flor losgelöst und auf endlosem Brettchenbande der zweiten Krempel selbsttätig zugeführt wird. Während die Zahntrommeln in den Wölfen aber ihre Arbeit in rasendem Lauf ver-

Reißkrempel, der das Gehär des Rohmaterials lockert.

richten, drehen sich die Häkchenwalzen der einzelnen Krempelmaschinen ihrer Arbeit entsprechend ganz langsam.

Die erste Krempel, die „Reißkrempel“, macht mit breitstehenden Häkchen die gröbere Arbeit, drüselt, streckt das einzelne Haar, legt es in Richtung, zieht und sucht die Kräuselung des Haares zu dehnen. Auf dem dritten Bild sind links die um den Tambour arbeitenden Walzen mit dem noch sehr flockigen Wollmaterial deut-

lich zu erkennen; man ersieht ohne weiteres, daß es sich noch um die erste Arbeit der Auflockerung des Gehärs handelt.

Die zweite Krempel, die „Pelzkrempel“, mit ihren

Mittlerer Gang der Vorspinnkrempel.

enger stehenden Häkchen auf Tambour, Walzen und Peigneur verrichtet dieselbe Arbeit, nur mit peinlicherer Sorgfalt; das Gehär bekommt immer mehr den Charakter sauber ausgekämmten Wollhaares. Und was nun noch zu tun bleiben sollte, das erledigt die dritte Krempel, die „Vorspinnkrempel“, in der das Gehär der Wolle wie von zarten Fingerchen Haar neben Haar gelegt erscheint, ein ganz weicher, duftiger Flor. Die maschinellen Einrichtungen der drei Krempel sind derart, daß der eine jede Krempel verlassende Wollflor, auch Pelz oder Vlies genannt, von niemand angefaßt

zu werden braucht, da jede Berührung den dunstweichen Flaum verletzen würde; er wandelt vielmehr selbsttätig von einer Krempel zur anderen. In der dritten, eben der „Vorspinnkrempel", vollzieht sich die wichtige Verwandlung des flaumigen Wollflors zur Fadenbildung.

Durch sehr sinnreiche Kreuzführung einer großen Anzahl je 1 Zentimeter breiter Riemchen wird hier dieser zarte Wollflor in je 1 Zentimeter breite endlose Bändchen getrennt, die durch sehr geschickt konstruierte Lederfinger „gewürgelt" oder „genitschelt" werden, das

Der Selfaktor (Selbstspinner).

heißt es wird ihnen wie durch Würgeln zwischen Daumen und Zeigefinger wohl eine rundliche Form gegeben, ohne daß sie eigentlich gedreht werden. Die ganze Reihe, etwa 40 Stück, dieser bauschigen, aber ganz

losen, weichen, ungedrehten und daher auch sehr empfindlichen „Vorgarnfäden“ rollt sich selbsttätig auf die Vorgarnwalzen über der dritten Krempel auf.

Noch hat dieser Faden nicht die geringste Festigkeit; er ist, wenn man so sagen darf, nur aus einer Anzahl zusammengelegter Wollhärchen gebildet. Drehung und damit Festigkeit erhält der Faden erst durch das Spinnen, eine Arbeit, die früher mit dem Spinnrad mühselig und zeitraubend dahinschlich, heute durch klug ersonnene Spinnmaschinen erledigt wird.

Die Konstruktion des „Selfaktors“ oder Selbstspinners hat die Wollspinnerei zu einer kaum glaublichen Leistungsfähigkeit emporgehoben. Bis 500 Spindeln sind in kerzengerader Reihe auf ein langes, fahrbares Gestell aufmontiert; es bewegt sich frontal auf ein anderes Gestell zu, in das die Vorgarnwalzen der Breite nach eingehangen sind. Die Spinnerin hat nun als Anfangsarbeit einen Vorgarnfaden nach dem anderen durch verschiedene Führungen hindurch je einer Spindel zuzuführen. Ist das beendet, so bewerkstelligt der Apparat die ganze weitere Spinnarbeit vollständig allein für alle 500 Fäden, die zu gleicher Zeit bearbeitet, gedreht und aufgehaspelt werden. Es ist im Verlauf der weiteren Arbeit dann immer nur für jede abgesponnene Vorgarnwalze eine neue einzusetzen, und deren Fäden sind an die abgesponnenen anzuknüpfen.

Der Selbstspinner arbeitet, indem der Wagen mit der ganzen Front Spindeln sich selbsttätig von dem Gestell mit den Vorgarnwalzen entfernt und dadurch zu gleicher Zeit 500 Fäden Vorgarn abrollt, jedoch vorerst nur in einer Länge von etwa $1^1/_2$ Meter; hier hören die Vorgarnwalzen plötzlich auf, sich weiterzudrehen, der Wagen aber fährt noch etwa 1 Meter weiter, streckt also das Garn fast um seine ganze Länge, und

nun beginnen die 500 Spindeln sich in ganz bestimmter, vom Webmeister eingestellter Tourenzahl und Schnelligkeit zu drehen, wodurch der gestreckte Faden seine Drehung, wie der Spinner sagt, seinen „Draht", erhält. Während der langgestreckte Spindelwagen dann zurück zu den Vorgarnwalzen fährt, um neues Vorgarn abzurollen, spult sich das fertiggesponnene Garn selbst-

Leimmaschine für die „Kette".

tätig auf die drehenden Spindeln auf. Sie bleiben sogleich stehen, wenn der Wagen sein Ziel erreicht hat, denn sonst würden die Fäden reißen müssen. Dann rollt der Wagen durch sein Ausfahren wieder 500 Fäden Vorgarn ab, wieder bleiben die Vorgarnwalzen nach einer bestimmten Länge stehen, der Wagen fährt weiter, streckt die Fäden, und die Spindeln beginnen von neuem zu surren.

Dieses erste Spinnprodukt ist aber noch sehr dünn

und empfindlich; drei bis vier und mehr Fäden vereinigt, gezwirnt, ergeben erst einen webfähigen Faden.

Auch die Arbeit des Zwirnens vollzieht sich in den Zwirnmaschinen vollständig selbsttätig. Es tritt aber hier eine Teilung des Materials ein. Man unterscheidet „Kettenfäden“, die dann im Webstuhl die „Kette“ (Längsfäden) bilden, und den „Schuß“, jene Fäden, die im Schiffchen oder Schützen zwischen den Kettenfäden hindurchgeschoben werden. Nach jedem Schuß wechseln die oberen und unteren Kettenfäden, und es entsteht die in grobem Leinen ganz deutlich sichtbare kreuzweise Fadenführung, die sogenannte Bindung des Gewebes.

Die zur „Kette“, also in der Längsrichtung zu verwendenden Fäden werden, weil sie bedeutend größeren Ansprüchen genügen müssen, auch besonders behandelt, stärker und fester gezwirnt, geleimt, getrocknet und dann erst auf den Kettenbaum gerollt, während die Schußfäden je nach Bedarf gefärbt, gedämpft und dann auf die kegelförmigen Pfeifen gesponnen werden, die als Einlage für die Schiffchen oder Schützen dienen.

Die auf diese Weise vorgearbeiteten Fäden sind nun webfertig.

Die Weberei ist gleichfalls vom Handbetrieb längst zum maschinellen übergegangen, und das Schiffchen, das wir in schlesischen Dörfern noch vom Handweber geworfen gemächlich zwischen den Garnreihen der Kette hinflitzen sahen, wird heute von der Maschine wie mit der Schleuder durch die 2,40 Meter breit gespannten Kettenfäden hindurchgejagt, und der Gegenschuß folgt ihm so schnell, daß man kaum an den inzwischen erfolgten Wechsel der oberen und unteren Kettenfäden glauben will.

Der Weber von heute, der seine Akkordarbeit nach

Schuß bezahlt bekommt, überwacht nur sorgsamen Auges den Gang seines Webstuhls und sucht jedes Hindernis zu umgehen, Zerreißen des Fadens möglichst geschickt und schnell wieder in Ordnung zu bringen. Da der zartere Schußfaden dem Zerreißen weit mehr ausgesetzt ist als die Kette, stehen dem Weber eine ganze

Blick in eine Großweberei.

Anzahl fertiger Schützenspulen zur Hand, die schnellste Auswechslung ermöglichen. Und so ertönt in den mechanischen Webereien fast ohne Unterbrechung das harte Geräusch der Eisenfedern, die in rasender Hast die Schiffchen von einer Seite des Webstuhls zur anderen jagen.

Für gemusterte Anzugstoffe sind rechts und links des Webstuhls „Wechselladen“ vorgesehen, in denen bis

acht Schützen ausgewechselt werden können, so daß auch die Kunstweberei heute nur noch ein mechanischer Betrieb ist. Jetzt aber, wo alles in Feldgrau läuft, fallen diese Sonderheiten natürlich weg, und die Schiffchen

Entfernung der Knoten.

laufen immer nur aus einer Kammer wild durch die Ketten hindurch, die wie in einem taktmäßigen Sturmschritt ihr Oben und Unten wechseln.

Die Färbungen werden erzielt durch Mischung schwarzer und weißer Rohmaterialien sowie durch Färben vereinzelter Ketten- und Schußfäden.

Das Gewebe ist, wenn es den Webstuhl verläßt, vorläufig ein rohes, ziemlich festes Produkt, das die

Fäden und deren Bindung ganz deutlich zeigt. Erst die weitere Behandlung macht daraus unser feldgraues Tuch, bei dem man auch durch Aufdrüseln kaum mehr die einzelnen Fäden unterscheiden kann.

Zunächst wird das Gewebe auf Webfehler untersucht, Knoten werden mit dem Noppeisen entfernt, andere Fehler ausgebessert.

Die einzelnen Phasen der weiteren Bearbeitung, das Waschen des Gewebes von Öl, Kettenleim und

Tuchwäscherei.

anderen Unreinigkeiten, nebst dem darauffolgenden Schweifen, ferner das Walken und die nachfolgende Wäsche werden in ziemlich gleichartigen Apparaten erledigt. In einem hohen Kasten, dessen untere Hälfte

ein Bottich zur Aufnahme der jeweiligen Flüssigkeit bildet, befindet sich oben eine größere, sich drehende Holztrommel. Das ganze Gewebestück wird über die Trommel geworfen, und die beiden Enden werden zusammengenäht, so daß das Ganze ein endloses Band darstellt, das bei Bewegung der Trommel in stetem

Schermaschine.

Wechsel das Gewebe aus der Flüssigkeit emporhebt und es auf der anderen Seite der Trommel wieder in dasselbe hinabsenkt. Gewöhnlich laufen in einem Apparat drei Webstücke, die im unteren Teil, also im Bottich, durch ein Holzgatter getrennt sind, damit sie sich nicht ineinanderschlingen.

Das Gewebe wird nun zuerst in einer Reinigungslauge gewaschen und darauf mehrfach in klarem Wasser

geschweift. Eine kräftige Zentrifuge schleudert das Wasser aus dem Stoff, und die weitere Trocknung

Letzte Prüfung des fertigen Stoffes.

geschieht durch heiße Luft. Wieder wird nach etwa entdeckbaren Fehlern gefahndet und jeder Makel ausgebessert. Dann folgt das Walken, wobei der Stoff

in vorbeschriebener Weise durch heiße Walklauge läuft, die durch zwei eingeschobene Preßwalzen immer wieder ausgedrückt wird. Die gleichzeitige Einwirkung von Hitze, Feuchtigkeit, Ätzlauge und der rollende Druck der Preßwalzen vollziehen eine derartige Verfilzung der Wollfasern des Gewebes, daß man in diesem Tuch die Webfäden nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Wickelmaschine.

Wieder folgen Waschen, Schleudern, Trocknen und abermalige Prüfung; dann kommt das Tuch mit erneut zusammengenähten Enden in die Schermaschine, die es so oft wie erforderlich durchläuft. Auf langsamer Wanderung in völlig glattgespanntem Zustande kommt hier das Tuch dicht unter einem flach aufliegenden Messer an, auf dessen Schneide genau eine korkzieherartig geformte Walze sich dreht, deren Spiralwindungen

scharf geschliffen sind. Alles überstehende Haar wird abgeschoren, und eingeschaltete Walzenbürsten heben umliegendes Haar immer wieder zu den Messern empor. Das Tuch läuft so lange durch die Schermaschine, bis das Ergebnis zufriedenstellend ist.

In weiteren Maschinen wird dann das Tuch je nach Bedarf wieder etwas aufgerauht, gebürstet, geglättet, zwischen Pappen auf Glanz gepreßt und in Dekatierzylindern unter Dampf gestellt, wieder gebürstet, über den Dampftisch gerollt — schließlich bleibt von dem 2,40 Meter breiten Gewebe ein Tuch von nur 1,40 Meter Breite übrig, das natürlich auch in seiner Länge in demselben Verhältnis zusammengeschrumpft ist, dem nun aber jede Möglichkeit weiteren „Eingehens“ genommen ist.

Endlich erfolgt die Generalprüfung vor sachkundigen Augen. Noch einmal wird untersucht und nach der geringsten Unebenheit gefahndet; was sich irgendwie noch findet, wird an Ort und Stelle in vollendeter Weise berichtigt, und nun erst, nach der ganzen Wanderung von den Wölfen bis zur letzten Prüfung, ist das Fabrikat endgültig nadelfertig.

Die Wickelmaschine verrichtet die letzte Arbeit: Ausmessen, Maßpapiereinlegen, Aufwickeln des einmal längsgefalteten Stoffes zu den bekannten Stoffballen. Nach Angabe der Dessinnummer, Stücklänge usw. ist unser Feldgrau endlich versandfertig, und nur bei der gegenwärtig so geschickten Arbeitseinteilung in der Schneiderei kann unter Umständen das, was vor wenigen Tagen noch Lumpen und Schafwolle war, schon zum Ehrenkleid für unsere Vaterlandsverteidiger umgewandelt sein.

Der Brasilianer

Erzählung aus neuester Zeit von Carl Schüler

An die weißgekalkte Wand des niedrigen Fachwerkbaues hatte Peter Barth mit schwarzer Ölfarbe selbst seine Firma gemalt. Die Buchstaben sahen aus, als habe der Wind sie ein bißchen durcheinandergeworfen. Aber das schadete nichts. Die Brasilianer auf dem Kamp, die zu seiner Kundschaft zählten, konnten sowieso nicht lesen, und die deutschen Kolonisten auf der anderen Seite des Rio dos Papageios waren auch gerade keine Schriftgelehrten.

„Seccos e molhados de Pedro Barth", lautete die Inschrift. Peter Barth hatte sie ziemlich gleichmäßig über die drei tagsüber offenen Türen seines Geschäftshauses verteilt.

Er war Subdeligado des fünften Distriktes des Munizips Santa Rosa, und als solcher hielt er sich geradezu für verpflichtet, seinen guten deutschen Namen Peter in Pedro umzuwandeln. Es war ihm das ganz selbstverständlich erschienen, und weder seine deutsche noch seine brasilianische Kundschaft verlor darüber ein Wort.

Nur der versoffene Kerl, der Wangen, den Gerbers Anton im vorigen Jahr von Porto Alegre mit heraufgebracht hatte, damit er den dicken Schädeln der Kolonistenjugend die schwierige Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens eintrichtern sollte, hatte ihm einzureden versucht, es sei lächerlich, wenn ein Mann deutscher Abkunft sich Pedro nenne.

Dieser Wangen war überhaupt ein frecher Kerl, aber er verstand sein Handwerk. Die Jungen und Mädel ritten von weither zu seiner Lehmbaracke, die man ihm als Schulgebäude eingeräumt hatte. Und sie machten gute Fortschritte bei ihm. Das war

sein Glück. Sonst hätte man ihn schnell wieder auf den Trab gebracht. Man läßt sich doch von so einem hergelaufenen Kerl, der froh sein muß, daß man ihn vor dem Verhungern bewahrt, nicht grob kommen.

Und dieser Mensch konnte, wenn ihm etwas gegen den Strich ging, sacksiedegrob werden. Dann nahm seine Stimme einen ganz eigentümlichen, harten, metallischen Ton an, und seine blauen Augen blitzten so sonderbar scharf, daß auch der großmäuligste Brasilianer und der verbohrteste deutsche Kolonist ihm nicht standhielten.

Ein Musterreiter aus Porto Alegre, der Geschäftsreisende einer großen Firma, ein Deutschländer, der in Berlin Soldat gewesen war, hatte einmal so einem Auftritt beigewohnt. Seitdem behauptete der Musterreiter, der Wangen sei ganz sicher früher in Deutschland Offizier gewesen, das merke man gleich an seiner Stimme und seiner ganzen Haltung.

Bei Gelegenheit hatte der Jakob Kloos bei dem Wangen dieserhalb auf den Busch geklopft. Da war der etwas verlegen geworden.

„Quatsch!“ hatte er unwirsch geantwortet. „Unsere Offiziere drüben sind ganz andere Kerle als ich. Einen Lumpen wie mich können die nicht gebrauchen.“

An dem Abend hatte er in der Venda des Peter Barth so viel von dem verteufelten Zuckerrohrschnaps getrunken, daß ihn Gerbers Anton und der Jakob Kloos auf seinen alten Gaul heben mußten, damit er heimreiten konnte. Allein wäre er nicht in den hohen Bocksattel gekommen, obwohl er sonst ein guter Reiter war.

Es konnten Wochen, ja Monate vergehen, in denen Wangen kein Schnapsglas in die Hand nahm. Dann kamen wieder Zeiten, in denen er nicht nüchtern wurde.

Dann verschlief er die Schulstunden, ließ die Kinder treiben, was sie wollten, und bekümmerte sich den Teufel was um sein Amt. In den Zeiten war schlecht mit ihm anbinden. Dann war er mürrisch und zanksüchtig und noch viel gröber als sonst.

Es war im August. Es regnete Tag und Nacht. Einen so nassen Winter hatte man lange nicht gehabt. Der Rio dos Papageios war voll bis zum Überlaufen.

Das hielt aber den Wangen nicht ab, eines Morgens, statt Unterricht zu geben, hinüber nach der Venda des Peter Barth zu reiten, sich auf einen Sack schwarzer Bohnen, den er für sich als Sitzgelegenheit neben die Tonbank gestellt hatte, zu setzen und ein Glas Zuckerrohrschnaps nach dem anderen zu trinken.

„Er kriegt wieder seinen Koller," raunten sich die Kolonisten zu, die bei Peter Barth ihre Einkäufe machten. „Die Kinder haben wieder Ferien."

Am Nachmittag hatte sich zufällig bei Peter Barth ein ganzes Dutzend Kolonisten eingefunden. Auch einige Brasilianer waren gekommen. Man sprach viel hin und her. Einer der Brasilianer behauptete, in Europa sei ein großer Krieg ausgebrochen. Dort ginge alles drunter und drüber. Deutschland sei vernichtet, der Kaiser ermordet, die Kaiserin mit ihren Kindern auf der Flucht nach Nordamerika.

Die deutschen Kolonisten lachten den Brasilianer aus. Wangen, der sich an der Unterhaltung nicht beteiligt hatte, lachte nicht. Er schob sein Glas beiseite und brütete still vor sich hin. Nur leise bewegten sich hin und wieder seine Lippen, und manchmal ballte er unwillkürlich die Faust.

Ein Musterreiter kam an. Sein nasser Poncho dampfte, als er in den überfüllten, heißen Verkaufsraum trat. Ein Schwarzer schleppte die schweren

Ledertaschen, die die Muster enthielten, herein und warf sie in eine Ecke. Dann brachte er das Sattelzeug der Maultiere ins Trockene, die den Reisenden und seine Muster hergetragen hatten.

„Sauwetter!“ schimpfte der Musterreiter. „So schlechte Zeiten haben wir noch nie gehabt!“ Er drückte den Anwesenden die Hände und klopfte jeden in der landesüblichen Weise zur Begrüßung auf den Rücken. Als letztem gab er dem Wangen die Hand.

Der richtete den Kopf hoch, sah ihn an und sagte: „Hier faselte einer von einem Krieg — drüben in Europa. Deutschland wäre auch mit dabei. Ist das wahr?“

„Wißt Ihr denn das noch nicht?“ fragte erstaunt der Musterreiter zurück. „Ja, die ganze Schweinebande hat sich zusammengetan, um Deutschland abzumurksen. Wir sollen verschwinden. Fort wollen sie uns von der Landkarte wischen, wie Ihr mit dem Schwamm die Kreidebuchstaben von der Tafel wischt. Ein Deutschland soll's künftig nicht mehr geben!“

Wangen stand auf und blickte den Musterreiter zornig an. „Reden Sie keinen Unsinn. Ich bin heute nicht zu Späßen aufgelegt. Wer will Deutschland vernichten? Wer will Deutschland von der Landkarte wegwischen?“

„Ich mache keine Späße,“ versetzte der Musterreiter ernst. „Frankreich, Rußland, England, Belgien, Serbien, Montenegro und sogar die Japaner haben uns den Krieg erklärt. Auf unserer Seite ist nur Österreich-Ungarn. Sie wollen Deutschland unterkriegen, und leider — es steht schlecht um unser Vaterland.“

Der Musterreiter hatte so laut gesprochen, daß nicht nur Wangen, sondern auch die Kolonisten jedes seiner Worte verstanden hatten.

Eine lautlose Stille trat ein.

Peter Barth, der für den Musterreiter eine Bierflasche öffnen wollte, ließ den Korkzieher im Pfropfen der Flasche stecken und richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf. Mit halbgeöffnetem Mund starrte er den Musterreiter an, der diese unmögliche Nachricht verkündet hatte.

War das denn auszudenken?

Alle hatten sich vereinigt, um Deutschland, das Land, in dem sein Vater, seine Mutter geboren waren, dessen Schönheit ihm die Eltern so oft gerühmt hatten, das das Ziel der Sehnsucht aller war, denen deutsches Blut in den Adern floß, zu vernichten! Er konnte es nicht fassen. Warum denn? Was hatte Deutschland denn den anderen getan?

Auch die Kolonisten blickten verstört, erschreckt, keines Wortes mächtig auf den Mann, der diese unfaßbare, grauenhafte Botschaft wie eine Bombe mitten unter sie geschleudert hatte.

Im Gesicht Wangens zuckte und arbeitete es ganz merkwürdig. Er faßte nach seinem Hals wie einer, dem die Luft auszugehen droht. Es schien, als wolle er sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

Einer von den Brasilianern bat den Jakob Kloos, ihm das zu übersetzen, was der Musterreiter erzählt hatte. Das mußte ja etwas sehr Interessantes gewesen sein.

Und Jakob Kloos übersetzte es ihm, so gut er konnte.

Die Brasilianer steckten die Köpfe zusammen. Also war das doch richtig gewesen, was der Juvencio vorhin behauptet hatte. Vorhin hatten die Deutschen ihn ausgelacht. Jetzt lachten sie nicht mehr.

Juvencio triumphierte. „Da hört ihr's!" rief er den Deutschen zu. „Euer Kaiser ist tot! Aus Deutsch-

land seid ihr herausgeworfen! Hier werden wir euch auch bald an die Luft setzen!"

Er verzog sein gelbes, von schwarzen Bartsträhnen umfranstes Gesicht zu einem frechen Grinsen und zeigte seine zerbröckelten, stockigen Zähne.

Da fuhr ihm die Faust Wangens in die Parade. Aus Mund und Nase spritzte das Blut. Er taumelte rückwärts, erst gegen den Türpfosten, dann gegen die nur angelehnte Tür, und im nächsten Augenblick lag er draußen auf dem nassen, aufgeweichten Lehmboden zwischen den Reittieren.

„An die Luft setzen können wir auch!" sagte Wangen und wischte sich den Handrücken, der mit dem Gesicht des Gegners in Berührung gekommen war, am Rockzipfel ab. Dann versenkte er die Hand gelassen in seine Hosentasche.

Es entstand eine allgemeine Bewegung.

Die Brasilianer drangen schimpfend auf Wangen ein, Juvencio, der Mann mit der blutenden Nase, raffte sich auf und verlangte mit wildem Geschrei von Pedro Barth, daß er den frechen Deutschen gefangennehmen solle.

Der Peter war anfangs ganz verwirrt. So einen Streit wollte er in seiner Venda nicht dulden. Der brachte dem Geschäft Schaden. Und dann — er war Beamter der öffentlichen Sicherheit und wurde hier zu einem schnellen Entschluß gedrängt. Das paßte ihm auch nicht. Schnelle Entschlüsse gingen ihm gegen den Strich. In seinem Schädel funktionierten die Fühler seiner Gedankenarbeit nur langsam, gewissermaßen sich vorsichtig zum Ziele tastend. Er war stolz auf sein Amt, das er dem Umstand verdankte, daß er stets treu zu der jeweiligen Partei, die an der Regierung war, hielt. Weil er sich nicht den Vorwurf

machen lassen wollte, daß er als Deutscher seine deutschen Landsleute bevorzuge, gab er den Brasilianern, wo es nur anging, recht. Das sicherte ihm das Wohlwollen der einen Partei und schadete ihm nichts bei der anderen, denn die war an Zurücksetzungen gewöhnt. Die Liebe zu seinem Amt gebot ihm also, das Verlangen Juvencios zu erfüllen; aber dagegen erhob sich im Innern des Peter Barth eine andere Stimme, laut und vernehmlich, die sich von dem wüsten Geschrei der Brasilianer nicht unterkriegen ließ. Er hatte sonst dieser Stimme, die ihn mahnte, daß er von deutscher Abstammung sei, keinen großen Wert beigelegt, im Gegenteil, sie war ihm oft unangenehm genug gewesen, und er hatte sie gewaltsam unterdrückt; aber heute, in dieser Stunde, in der man ihm gesagt hatte, daß alle Welt sich gegen Deutschland verschworen habe, daß Deutschland vernichtet werden solle, da übertönte diese Stimme in ihm alle Grundsätze, die er sich mit kluger, wohlbedachter Überlegung verschrieben hatte. Das dicke, träge deutsche Blut begann in seinen Adern plötzlich zu sieden. Es schoß ihm in den Kopf, daß ihm das Gesicht ganz dick und krebsrot anlief. Wie angeflogen kam plötzlich eine wütende, schnelle Zungenfertigkeit über ihn. Er brauchte gar keine Überlegung mehr, um Portugiesisch zu sprechen. Er wußte, was er zu tun und zu sagen hatte. Ein wundervoller, befreiender teutonischer Zorn war über ihn gekommen.

Seine Rechte umklammerte den Hals der vollen Bierflasche, und drohend schwang sie diese Keule über den Köpfen der Brasilianer.

„Was willst du?“ schrie Peter Barth den Juvencio an. „Ich soll den Wangen verhaften? Sechs Flaschen Bier geb’ ich ihm zum besten, weil er dir eins auf dein ungewaschenes Maul gegeben hat! Ihr wollt uns

Deutsche hier an die Luft setzen? Das könnte euch faulem Lumpenpack passen, uns das wegzustehlen, was wir uns erarbeitet haben. Doch dazu gehören immer zwei. Daß drüben die Russen, Franzosen, Engländer Deutschland so ohne weiteres von der Landkarte wegwischen, das glaube ich noch lange nicht. Was ein Deutscher ist, der setzt sich zur Wehr, wenn ihm ein anderer zu dumm kommt. Die Deutschen können unmenschlich zuschlagen, das weiß ich von meinem Vater her. Darum sag' ich, wie's drüben kommt, kann keiner im voraus wissen. Aber wenn einer in Peter Barths Haus sagt, wir sollten hier auch bald herausgeschmissen werden, dann sage ich zu ihm: Erst fliegst du selber aus meinem Haus 'raus! Was dann kommt, wird sich finden."

„Bravo, Peter!" riefen die Kolonisten, deren Gemüter sich an Peters Feuer erwärmt hatten und deren derbe Fäuste nach Arbeit gierten.

Die Brasilianer schimpften, drohten und fuchtelten wild mit den Händen.

„Raus mit der Bande!" Scharf, mit metallischem Klang, übertönte die Stimme Wangens den Tumult. Es war ein Kommando von zwingender Gewalt.

Obwohl die Kolonisten in Brasilien geboren waren, steckte in ihnen doch noch ein gut Teil von den Vätern ererbter deutscher Soldatengeist. Im Handumdrehen war das Kommando ausgeführt.

Die Brasilianer hatten zwar schnell Messer und Revolver gezogen, sie kamen aber gar nicht dazu, von den Waffen Gebrauch zu machen. Die fest zupackenden Kolonistenfäuste beförderten sie an die Luft mit der Geschwindigkeit, die man einem Hund gegenüber anwendet, der nicht stubenrein ist.

„Das hätten wir geschafft!" lachten sich die Kolo-

nisten an und stellten sich an der Tonbank auf, denn Peter Barth öffnete ein halbes Dutzend Bierflaschen.

„Kommt, Wangen!“ rief er. „Jetzt trinken wir auf Deutschland! Deutschland soll leben, und all die anderen sollen die Kränk' kriegen!“

Wangen hatte draußen vor der Venda dem geschlagenen Feind nachgesehen und einige Kosenamen hinter ihm her gerufen. Die Brasilianer ritten eilig ihren Ranchos zu. Sie brachten geschwollene Gesichter mit heim und einen Respekt auf Lebenszeit vor den deutschen Fäusten.

Wangen ergriff das Glas, das ihm Peter Barth zureichte, stieß mit jedem der anderen an und sagte: „Auf unser Deutschland! Auf seinen Kaiser und sein Heer!“

Er leerte sein Glas mit einem Zug.

„Nun müßt ihr euch einen anderen suchen,“ fuhr er fort und wischte sich den Bierschaum aus dem Schnurrbart. „Den Krieg hat mir der Himmel geschickt.“

Ohne die Kolonisten durch ein weiteres Wort aufzuklären, verließ er eilig das Haus. Draußen schwang er sich auf seinen Klepper und ritt durch den Fluß nach dem Schulhaus hinüber.

„Was soll denn das?“ fragte Jakob Kloos die anderen, die ebenso erstaunt waren wie er.

„Er will in den Krieg,“ klärte der Musterreiter die Kolonisten auf. „Er ist Reichsdeutscher. Da muß er sich auf dem Konsulat in Porto Alegre melden.“

„Du bist doch auch ein Deutschländer. Hast du dich denn gemeldet?“ fragte etwas mißtrauisch Peter Barth, der mit allen Musterreitern auf Du und Du stand.

„Natürlich! Das Konsulat erließ ja einen Aufruf!“

„Und warum bist du nicht schon drüben?“

„Es ist keine Gelegenheit vorhanden, deutsche Reservisten nach Deutschland zu befördern. Die deutsche Schiffahrt ist ganz eingestellt. Alle ausfahrenden italienischen und holländischen Dampfer werden aber von englischen Kriegschiffen angehalten und durchsucht. Dabei werden alle Deutschen gefangengenommen."

„Diese gemeinen Engländer!"

„Diese Himmelherrgottsakramenter!"

„Wehrlose Zivilisten abfassen, das ist keine Heldentat!"

„Dann kann der Wangen wohl gar nicht fort?"

„Nein. In Porto Allegre warten schon über zweitausend Deutsche und in Buenos Aires über zwanzigtausend vergeblich auf Gelegenheit, nach drüben zu kommen," berichtete der Musterreiter.

„Wenn das so ist, Musterreiter, dann werde ich dem Wangen sagen, daß er besser hier bleibt," meinte Gerbers Anton. „Ich reite nachher am Schulhaus vorbei."

„Ich komme mit," erklärte Jakob Kloos. „Er ist der beste Lehrer, den wir jemals hier oben gehabt haben."

Er sagte das in einem herausfordernden Ton und wandte sich dabei direkt an Peter Barth, von dem er wußte, daß er zu denen gehörte, die immer gegen den Wangen gewesen waren.

Aber Peter Barth schien seine Ansicht geändert zu haben. Er antwortete: „Ja, reitet hin. Es wär' schon ganz gut, wenn wir ihn hier behielten. Man weiß nicht, was für Zeiten wir entgegengehen."

— — — — — — — — — — — —

Wangen war eifrig damit beschäftigt, sich reisefertig zu machen.

Er hatte nicht viel einzupacken. Auf der Stelle,

auf der der Fußboden seines Schulzimmers am pfützenfreiesten war, hatte er seinen alten Poncho ausgebreitet. In dies große, viereckige Tuch wollte er die Sachen einwickeln, die ihm des Mitnehmens wert erschienen. Wenn das Ding dann richtig verschnürt wurde, konnte er es hinten an den Sattel binden.

Er kniete vor seinem verbeulten Blechköfferchen und warf in wildem Durcheinander alte Kleider, Photographien und zerrissene Wäschestücke auf den Poncho. Da fielen ihm ein paar Briefe in die Hand, die waren noch geschlossen und mit allerlei postalischen Bemerkungen in Bleistift und Tinte versehen. Vorn stand die Adresse: „Herrn Generalmajor v. Wangendorf“, hinten stand: „Annahme verweigert“. Die Briefe stammten noch aus dem ersten Jahr seines Aufenthalts in Brasilien. Aus der Zeit, in der er noch nicht gelernt hatte, für sich selbst zu sorgen, in der er es noch nicht zu fassen vermochte, daß er für immer ausgestoßen sein sollte aus der Gemeinschaft derer, die bisher für ihn die Welt bedeutet hatten.

Sein Vater hatte die Briefe sämtlich uneröffnet an ihn zurückgehen lassen. Das Tischtuch zwischen ihm und dem Elternhaus sollte zerschnitten sein — für immer.

Wangen hatte die Briefe lange nicht in den Händen gehabt. Er drehte sie nachdenklich hin und her. Er kannte ihren Inhalt. Sie waren angefüllt mit Versprechungen und mit Flehen, mit Betteln um Geld.

Er hatte immer mit Bitterkeit, fast mit Haß an seinen Vater gedacht, der ihn hier verkommen ließ, während er drüben in Ehren und Ansehen lebte.

Diese Gefühle waren jetzt wie weggewischt.

Dieser Vater, der streng gegen seine Söhne war, war auch streng gegen sich selbst. Er besaß ein eisernes

Pflichtbewußtsein. Er kannte keine Rücksicht gegen sich selbst. Er stand an der Spitze seiner Kavalleriebrigade gewiß schon längst im Feld. Er und die Brüder. Joachim, der älteste nach ihm, mußte jetzt Rittmeister sein. Der hübsche Alex, der Vortänzer bei Hof gewesen war, hatte vielleicht auch schon eine Kompanie, und der jüngste, der kleine lustige Franzl, der immer so bitterlich geweint hatte, wenn er aus den Ferien zurück in die Kadettenanstalt mußte, trug nun auch schon die silberne Degenquaste.

Sie alle standen vor dem Feind, sie alle kämpften für Deutschlands Ehre und Ruhm und hatten vielleicht schon ihr Blut für das Vaterland vergossen — die Glücklichen!

Nein, in dieser Stunde, die ihm geheiligt erschien, weil sie ihm die Erlösung aus einem schmachvollen Leben und die Möglichkeit eines ehrenvollen Todes angekündigt hatte, waren Bitterkeit, Haß und Neid gegen die Seinen von ihm gewichen. Stolz war er auf sie, die für Kaiser und Reich, jeder an seinem Platz, ihren Mann standen.

Jetzt empfand er es als ein Glück, als eine Wohltat, daß der Vater ihm diese erbärmlichen Bettelbriefe ungelesen zurückgesandt hatte. Er schämte sich der Briefe. Mit schnellem Entschluß zerriß er sie und warf die Fetzen zur Fensterluke hinaus, in den pfeifenden, mit Regen vermischten Südwind, der sie hinüber in den Fluß trug.

An dem wilden Feigenbaum, der vor dem Schulhaus stand, banden gerade der Gerber-Anton und der Jakob Kloos ihre Pferde an, als er den Kopf aus dem Fenster steckte.

„Soll der Besuch mir gelten?“ rief er den beiden zu.

„Ja, wir haben Euch was zu sagen!“ rief Jakob Kloos.

„Ich hab' keine Zeit!“ gab er zurück. Die Fensterluke flog knallend zu.

Der unhöfliche Empfang schreckte die Kolonisten nicht ab. Die Köpfe tief gebeugt, schoben sie sich durch die niedrige Tür in den Schulraum.

Der Bewohner des Hauses nahm von ihrer Anwesenheit zunächst keine Notiz. Die Störung kam ihm ungelegen. Wenn die Leute jetzt mit ihm einen gemütlichen Schwatz halten wollten, dann hatten sie die Stunde schlecht gewählt. Seine Gedanken waren drüben in dem von allen Seiten bedrängten Vaterland. Dort stand er in Reih und Glied mit den Streitern für Deutschlands Ehre. Eine so große, reine Stimmung war über ihn gekommen, wie er sie bisher in seinem Leben nur einmal empfunden hatte, damals, als er nach glänzend bestandenem Examen sich dem Vater glückstrahlend in der neuen Uniform vorgestellt hatte. Damals hatte ihm der Vater einen Kuß gegeben und ihn einen „braven Jungen“ genannt. Vielleicht, wenn er den Namen seines Ältesten, den Namen Albrecht v. Wangendorf, in der Verlustliste las, sagte er noch einmal: „War doch ein braver Kerl — trotz allem!“

„Was macht Ihr denn da?“ begann Jakob Kloos die Unterhaltung.

Der Angeredete setzte, ohne aufzublicken, seine Arbeit fort, nur ein unwilliges Grunzen antwortete.

„Ihr packt wohl Eure Sachen?“ fragte überflüssigerweise Gerbers Anton.

Albrecht v. Wangendorf richtete sich auf. „Tut mir den einzigen Gefallen und schert euch zum Deibel!“ fuhr er die beiden Störer zornig an. „Kommt morgen

wieder, wenn ihr mir etwas erzählen wollt. Heut hab' ich keine Zeit."

Die Kolonisten ließen sich nicht einschüchtern. „Morgen seid Ihr schon fort — das seh' ich doch," sagte Jakob Kloos und schmunzelte klug. „Darum müssen wir Euch heut sagen, was wir zu sagen haben. Ihr sollt hier bleiben. Der Peter Barth ist auch dafür. Wir wollen Euch für den Monat fünf Milreis mehr bezahlen. Der Musterreiter sagt, daß es ganz ausgeschlossen wär', daß Ihr nach Deutschland fahren könntet, weil doch die Engländer alle Deutschen gefangennehmen, die nach Deutschland zurück wollen."

„Und dann kostet so eine Reise auch Geld," setzte Anton Gerber der Ansprache seines Freundes hinzu.

„Die Reise bezahlt das deutsche Konsulat," versetzte der ehemalige Offizier.

„Der Musterreiter sagt, das gibt's nicht."

„Der deutsche Konsul in Porto Alegre hat erklärt, daß gar keine Möglichkeit ist, nach Deutschland durchzukommen. Also bleibt hier!"

Albrecht v. Wangendorf zwirbelte nervös an den Spitzen seines Schnurrbarts herum. Das war ja eine fatale Geschichte! So glatt, wie er es sich vorgestellt hatte, ging es also nicht. Wann hätte bei ihm auch jemals etwas auf den ersten Anhieb geklappt! Zu dumm! Er hatte sich die Sache so einfach vorgestellt. Er hatte geglaubt, es genüge, wenn er sich auf dem deutschen Konsulat meldete. Das würde dann für seine Beförderung zur Truppe sorgen. Er wollte ja weiter nichts, als bloß an den Feind herankommen, sich treu und tapfer schlagen und einen ehrlichen Soldatentod sterben. Aber nun türmten sich Hindernisse vor ihm auf, die fast unüberwindlich schienen. Natürlich, Geld gehörte zu einer solchen Reise, da hatte Gerbers

Anton schon recht. Und daß die Engländer mit ihren vielen Schiffen den Deutschen im Ausland den Weg in die bedrängte Heimat versperren würden, das leuchtete ihm auch ein. Sollte er auf seinen heißen Wunsch, sein Blut fürs Vaterland zu opfern, wirklich verzichten? Sollte er hier bleiben? Sollte er die gewaltige Begeisterung, die von jedem Nerv in ihm Besitz ergriffen hatte, mit Gewalt unterdrücken, in elendem Zuckerrohrschnaps ersäufen? Sollte ihm wirklich kein anderes Ende beschieden sein, als eines Tages ruhmlos hinter einer Marmellenhecke zu verenden?

Nein! Nein! Nein!

Nur nicht das! Nur nicht jetzt die Gelegenheit verpassen, dem verfehlten Leben wenigstens einen ehrenvollen Schluß zu geben! Nur jetzt nicht der verwünschte Wankelmut, der immer dann über ihn kam, wenn er ihn am wenigsten gebrauchen konnte! Nein — sein Wille stand fest. Er mußte hinüber. Wie? Das würde sich schon finden.

Er drückte den beiden Kolonisten die Hände. „Ich danke euch," sagte er mit merkwürdig weicher Stimme, „aber es bleibt dabei. Ihr müßt euch einen anderen Lehrer suchen. Gebt dem armen Teufel die Zulage, die ihr mir zugedacht habt. Ich reite morgen früh. Lebt wohl!"

„Wir lassen Euch die Stelle für zwei Monate offen," sagte Gerbers Anton. „Es ist für den Fall, daß Ihr zurückkommt."

„Ich komme nicht zurück."

„Der Musterreiter sagt, es hat in den Zeitungen gestanden, daß viele Deutsche gefallen sind."

Es war ein letzter Versuch des Jakob Kloos.

„Dann braucht der Kaiser erst recht Soldaten!"

Die Kolonisten gingen hinaus, setzten sich auf ihre Pferde und ritten schweigend heim.

Also so waren die Deutschländer! Die waren ganz wild darauf, für ihr Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Donnerwetter, das waren doch andere Kerle als diese Brasilianer, unter denen man geboren und aufgewachsen war. Von denen wollte keiner Soldat werden, und wenn, wie gerade jetzt, an der Grenze des Staates Parana zügellose Fanatikerhorden das Vaterland verwüsteten, so hielt es der Regierung schwer, ein paar hundert Soldaten zusammenzutrommeln, um die Ordnung wiederherzustellen. Daß auch nur einer der Patrioten, die den Mund immer so voll nahmen, sich freiwillig zu einem solchen Kampf fürs Vaterland gemeldet hätte, das war ganz ausgeschlossen. An so etwas dachte überhaupt niemand. Keiner mutete das dem anderen zu.

Sie, die Kolonisten deutscher Abstammung, waren von den Brasilianern niemals als volle, gleichberechtigte Mitbürger angesehen worden, und auch die Deutschländer, die von drüben kamen, und denen gegenüber sie sich so gern als Brasilianer aufspielten, erkannten sie nicht als Deutsche an, weil sie es nicht sein wollten. So wußten sie selbst nicht recht, wohin sie eigentlich gehörten. Mancher hatte sich sogar laut, viele im stillen Herzenskämmerlein ihrer deutschen Abstammung geschämt.

Das war nun vorbei.

Gott sei Dank, die Zeit dieser unseligen Zwitterschaft war überwunden. Zu scharf trennte sich hell und dunkel. Das deutsche Blut erwachte. Die Kolonisten stellten sich auf die Seite Deutschlands. Sie fühlten sich als Deutsche, fühlten es, die Alten und die Jungen, wie tief eingewurzelt auch in ihrer Brust

das Herz für die Heimat ihrer Väter schlug, und wäre an sie der Ruf ergangen, und wäre nur eine Möglichkeit vorhanden gewesen, hinüber nach Deutschland zu kommen, den Brüdern zu helfen, keiner wäre zurückgeblieben.

— — — — — — — — — — — —

Schon vor Sonnenaufgang war Albrecht v. Wangendorf am anderen Morgen auf den Beinen. Über dem Fluß lag noch dicker, milchiger Nebel.

In eine alte Konservenbüchse schüttete Albrecht eine Handvoll Maiskörner. Diese Klapper diente dazu, den alten Tubiano, sein Reitpferd, herbeizulocken. Er stampfte hinaus durch den feuchten Rasen und ließ die Maiskörner in der Blechdose lustig tanzen und klappern.

Aber kein Tubiano ließ sich blicken. Das Pferd hatte wohl wieder dem Maisfeld irgend eines Kolonisten einen verbotenen Besuch abgestattet. Da das Tier keinen Stall hatte und darauf angewiesen war, sich sein Futter selbst zu suchen, drang es gern in fremde Gehege ein.

Im Weiterschreiten hob der ehemalige Leutnant eine Gerte auf, die ein zur Schule reitender Junge verloren haben mochte. Er schwang die Gerte ein paarmal durch die Luft, daß ein heller, pfeifender Ton entstand. Dieser Ton erweckte in ihm Erinnerungen. Der klang fast so, als wenn man mit einem Säbel Hiebe durch die Luft führt. Und plötzlich stellte sich der frühere Leutnant stramm. Seine Gestalt reckte sich, jede Muskel seines Körpers war gestrafft. Dann flog das linke Bein hoch aus der Hüfte, der Kopf ruckte rechts herum, die Rechte hielt die Gerte gleich einem Säbel, und im Parademarsch schritt er geradeaus. Und er hörte die Regimentsmusik vom rechten Flügel

herüberklingen, er sah die ernsten Züge des Kaisers, der die Fahne grüßte, und hinter ihm erdröhnte der Boden unter den taktmäßigen Schritten des Regiments.

Seine Gedanken waren wieder hinübergeflogen in die alte Heimat. Fünf Jahre zurück.

Ein Graben versperrte ihm den Weg.

Er schreckte auf wie aus einem Traum. Scheu sah er sich um. Wenn hier jemand seinen Parademarsch gesehen hatte, mußte man ihn für verrückt halten. Er erblickte aber niemand. Zum Glück war er allein gewesen mit sich und seiner Erinnerung.

Doch — einen Zuschauer hatte er gehabt.

Drüben aus dem Maisfeld des Jakob Kloos tauchte der Kopf eines alten Pferdes auf, das erstaunt im Fressen innehielt und sich zu fragen schien, was wohl in seinen Herrn gefahren sei, daß er so närrische Dinge trieb.

Dann trabte Tubiano herbei.

Eine Stunde später ritt Albrecht v. Wangendorf an der Venda des Peter Barth vorbei. Er wollte, ohne anzuhalten, weiterreiten, aber Peter Barth rief ihn an.

„Nicht so eilig! Hier ist einer, der Euch viel Glück wünscht. Und diese Wurst laßt Euch auf der Reise schmecken. Und wenn Ihr einem Deutschländer begegnet, der nach drüben will, um dem Kaiser zu helfen, und wenn dem Mann das Reisegeld etwas knapp sein sollte, dann gebt ihm von mir diesen Lappen."

Der wackere Peter reichte dem Reiter eine Wurst und einen Zehnmilreisschein auf das Pferd.

Ein kräftiger Händedruck lohnte ihm. Dann setzte sich, durch einen Zuruf seines Reiters aufgemuntert, der Tubiano wieder in seinen schlenkrigen Zotteltrab.

Drei Tage später langte Albrecht v. Wangendorf in dem kleinen Städtchen an, das durch eine Bahnlinie mit Porto Alegre verbunden war. Dort verkaufte er Pferd und Sattelzeug und fuhr mit der Eisenbahn nach Porto Alegre.

Der deutsche Konsul in Porto Alegre bestätigte ihm, was er schon aus dem Munde der Kolonisten vernommen hatte. Das Konsulat konnte den Deutschen, die gegen den Feind ins Feld ziehen wollten, weder Reisegeld geben noch ihnen, wenn sie auf eigene Kosten die Reise nach der Heimat anzutreten beabsichtigten, eine Gelegenheit nennen, mit der hinüberzukommen war.

Die Engländer versperrten den Weg nach Deutschland vollkommen.

So trostlos diese Auskunft auch klang, so machte doch eine andere Nachricht das Herz des ehemaligen Offiziers höher schlagen. Die deutschen Truppen schlugen sich Schulter an Schulter mit ihren österreichisch-ungarischen Verbündeten in Ost und West mit einer beispiellosen Tapferkeit, und überall hatten sie bisher gegen ihre übermächtigen Feinde gesiegt. Alle aus französischer und englischer Quelle stammenden Telegramme, nach denen Deutschland vor dem völligen Zusammenbruch stand, waren erlogen.

Doch es blieb freilich noch viel zu tun. Die Millionenheere Rußlands, kaum zurückgetrieben, wälzten sich immer wieder von neuem gegen die Grenzen Deutschlands und Österreich-Ungarns vor. England zog aus seinen Kolonien unausgesetzt Nachschübe heran und war unerschöpflich in Ränken und Listen, um Deutschland Abbruch zu tun.

Als Albrecht v. Wangendorf das deutsche Konsulat verließ, stand bei ihm der Entschluß fester als je, gerade

jetzt, wo man drüben frische Hilfskräfte gebrauchen konnte, die Fahrt nach Deutschland zu wagen. Als Passagier, selbst als bescheidener Zwischendecker, ging's nicht. Dazu fehlte es ihm an Geld. Gut, er mußte also sehen, daß er sich hinüberarbeitete, einerlei als was. Früher hatte ihm stets davor gegraut, einmal vom Schicksal gezwungen zu sein, eine Stellung als Kellner anzunehmen. Ekelhaft, andere Leute mit Bücklingen bedienen und dafür Trinkgelder annehmen zu müssen! Aber jetzt gab es für ihn keine Bedenken, durfte keine geben. Einer, der es als eine unverdiente Gnade ansehen muß, für das Vaterland sterben zu dürfen, der darf sich nicht an alberne Vorurteile klammern. Kellner oder Kohlenzieher auf einem Überseedampfer — eine andere Wahl blieb ihm nicht. Und das Kohlenziehen, das Arbeiten in den stickigen Bunkern, ist nicht verlockend. Dann noch lieber Kellner!

Er dachte an seine Brüder.

Die hatten es leicht, an den Feind heranzukommen. Die brauchten nicht vorher durch dies Fegfeuer von Demütigungen und Entbehrungen zu wandeln, das ihm bevorstand. Die hatten den Segen der Mutter mit auf den Marsch bekommen und den Händedruck des Vaters. Und der Alte hatte zu den Söhnen gesagt: „Haltet euch brav, Jungens!" Das klang aus seinem Mund auch wie ein Segen.

Dann waren die drei strammen Offiziere nach Frankreich oder Rußland gezogen. Und der Vater auch.

Ob man zu Hause auch an ihn gedacht hatte? Ob die Mutter mit zaghaftem, ängstlichem Blick den Vater beim Abschied gefragt hatte: „Wird Albrecht jetzt wohl herüberkommen?"

Mit zäher Energie darbte und bettelte sich Albrecht

v. Wangendorf bis nach Buenos Aires durch. Der Hunger war sein ständiger Reisebegleiter.

Er hatte Glück.

Was zwanzigtausend anderen in langen Monaten des Wartens nicht gelungen war, gelang ihm schon nach vierzehn Tagen.

Er wurde auf einem holländischen Passagierdampfer als Kohlenzieher angeheuert. Er hatte sich von einem holländischen Matrosen, der abgemustert hatte, dessen Papiere verschafft. Zwei vergoldete Manschettenknöpfe gab er dafür in Zahlung. Sie waren ein Andenken an seine Mutter, das ihm auch in den schlechtesten Zeiten geblieben war, weil es für Pfandleiher keinen Wert besaß. Jetzt öffnete ihm das Geschenk der Mutter den Weg in die Heimat.

Mit Hilfe der fremden Papiere war es ihm gelungen, anzukommen. Deutsche nahm man sonst nicht. Die Engländer holten von den Schiffen nicht nur die deutschen Passagiere herunter, auch die Bemannung wurde scharf geprüft, und jeder, der im Verdacht stand, ein Deutscher zu sein, wurde abgeführt.

Albrecht v. Wangendorf kam durch. Die Papiere des holländischen Matrosen hätten ihm allein wenig genützt, denn schon am ersten Tage wußte man in den Bunkern, daß er auf falsche Papiere fuhr. Aber die Holländer verrieten ihn nicht, denn der ehemalige Offizier arbeitete für zwei. Hätte man ihn den Engländern ausgeliefert, so hätte man an ihm den angenehmen Arbeitsgefährten verloren, der für die anderen mitschuftet, und hätte seine Arbeit auch noch übernehmen müssen.

Sein erster Weg auf deutschem Boden führte Wangendorf zum nächsten Bezirkskommando. Er meldete sich als Kriegsfreiwilliger und wurde einem Reserveinfanterieregiment zugeteilt.

Das Regiment wurde nach Rußland kommandiert.

Auf grundlosen Wegen, bespritzt von Kot und Schlamm, arbeiteten sich die wackeren Soldaten durch die bereits eroberten Gebietsteile Polens bis an den Feind heran. Rings verwüstete, von den Russen auf ihrem Rückzug niedergebrannte Dörfer, aus denen die Einwohner geflohen waren. Regen ging hernieder Tag für Tag. Nicht immer gelang es der Proviantkolonne, von der nächsten Etappenstation rechtzeitig bis zu den Schützengräben vorzudringen. Die Wege waren zeitweise unbefahrbar. Dann hieß es in den Schützengräben den Leibgurt enger schnallen, um das Knurren des Magens zum Schweigen zu bringen.

Aber weder der Hunger noch die Unbilden der Witterung konnten die frohe, stille Siegeszuversicht, den eisernen Willen zum Durchhalten bei den deutschen Truppen beeinträchtigen.

Es war ein sonderbarer Kampf, dieser Kampf in den Schützengräben. Er erforderte beständige Wachsamkeit, Ausdauer und Geduld. Das war nicht der frohe, draufgängerische Siegeslauf, von dem sie alle daheim geträumt hatten. Nur selten kam es zum Sturmangriff. Dann hatte vorher die Artillerie hüben und drüben einen Kampf ausgefochten, der die Luft mit einem donnernden Getöse erfüllte. Die Granaten pfiffen und zischten, sie sangen in Tönen, die sich dem Zuhörer für immer einprägten, und sie machten den Erdboden erbeben, wenn sie einschlugen, alles verwüstend, alles zertrümmernd.

Dann strich der Tod durch die Schützengräben.

Zerfetzte Leiber, abgerissene Glieder, von nachstürzender Erde halbverschüttete, stumm mit zusammengepreßten Lippen auf das Zeichen zum Sturm-

angriff wartende Soldaten. Das war dann das Bild in den Schützengräben.

Und wenn es kam, das erlösende Kommando, dann ging es vor, unaufhaltsam. Dann konnten keine Verhaue aus Stacheldraht, keine Wolfsgruben den Ansturm aufhalten. Mit aufgepflanztem Seitengewehr wurden die feindlichen Schützengräben gestürmt. Niedergerannt wurde, wer sich zur Wehr setzte, und hinter die Front getrieben, wer sich ergab.

Mitten in diese Kämpfe hinein versetzt sah sich der ehemalige Lehrer der Pikade am Rio dos Papageios. Manchmal, wenn er nachts auf Wache stand, flogen seine Gedanken zurück nach der niedrigen Lehmbaracke, in der er, ein Vorkämpfer deutscher Kultur, den blondköpfigen Kolonistenkindern deutsche Sprache, deutsches Lesen, deutsches Schreiben beigebracht hatte. Und nun stand er auf russischer Erde und kämpfte mit dem Gewehr in der Hand als einfacher Soldat den Riesenkampf seines Volkes gegen vielfache Übermacht zur Erhaltung ebendieser deutschen Kultur, die nicht von der Erde verschwinden durfte, solange es noch waffenfähige deutsche Männer gab.

— — — — — — — — — — — —

Es war an einem Sonnabend.

Freude herrschte in den Schützengräben. Heute sollte Ablösung kommen. Für einige Tage sollte man ruhen dürfen, nachdem man vier Wochen lang nicht aus den nassen Kleidern, nicht aus den durchweichten Stiefeln gekommen war. Sich waschen können! Ein reines Hemd anziehen können — welche Genüsse!

Gegen zehn Uhr morgens lagen immer noch Nebelschwaden über dem flachen, sich endlos ausdehnenden Gelände. Unter dem Schutze dieses Nebels

rückten die Ersatztruppen heran. Man hörte ihre Schritte, man hörte die Kommando.

Da durcheilte ein Befehl die Gräben. Von Mann zu Mann wurde er weitergegeben. Es geht nicht zurück. Um zwölf Uhr wird gestürmt.

Wie ein Jubelruf klang es von Mund zu Mund: „Um zwölf Uhr wird gestürmt!“

Da sagte sich mancher, daß er in diesem Leben wohl nicht mehr zu dem Genuß, sich waschen, ein reines Hemd anziehen zu können, kommen werde. Noch einmal ein kurzes Gedenken an die Lieben zu Haus und dann dem Nebenmann noch einen Auftrag gegeben — für den Fall, daß man die daheim nicht wiedersehen sollte.

Und dann ein lustiges Gesicht herausgesteckt. Wer jetzt einen guten Witz macht, darf auf Beifall rechnen.

Der Brasilianer war's, der das rechte Wort fand. Es war der Tag des heiligen Nikolaus, und es ging das Gerede, der Kaiser Nikolaus sei selbst nach Polen gekommen, um zu sehen, wie es um seine Armee stehe.

„Als wir noch Kinder waren, hat uns am Nikolaustag der Nikolaus besucht und die Rute mitgebracht,“ hatte er gesagt. „Heute verkloppen wir den Nikolaus mit unseren Gewehrkolben!“

Das Wort hatte gezündet. Der eine erzählte es dem anderen: „Heute verkloppen wir den Nikolaus mit dem Gewehrkolben!“

Die neu angekommenen Truppen sollten mit gegen den Feind. Sie wurden dem rechten Flügel zugeteilt, der eine umfassende Bewegung gegen den linken Flügel der Russen vornehmen sollte. Dort stand in gedeckter Stellung feindliche Artillerie. Die hatte in den letzten Tagen den Leuten in den deutschen Schützengräben bös

zugesetzt. Die mußte ausgehoben werden, und wenn es auch schwere Opfer kostete.

Die deutsche Artillerie leitete den Kampf ein. Um elf Uhr öffneten sich ihre Feuerschlünde und überschütteten den Feind mit einem Schrapnellhagel.

Die russische Artillerie ließ mit der Antwort nicht auf sich warten. Sie schleuderte Granaten herüber. Sie traf gut. Manchem, dessen Hand schon den Schaft des Gewehres zum Sturmangriff fest umklammert hatte, riß der Tod die Waffe aus der Faust.

Die neu herangezogenen Truppen hatten nur zum Teil in den Schützengräben Platz gefunden. Die anderen lagen platt in Schlamm und Dreck. Wo eine Granate ein Loch in den Erdboden riß, krochen die Nächstliegenden hinein, denn es bot besseren Schutz als das Liegen auf der flachen Erde.

Ein junger Leutnant, ein blutjunges Kerlchen, dem noch kein Flaum auf Lippe und Kinn sproßte, hatte mit zweien seiner Leute in einem solchen, von einer russischen Granate geschaffenen Unterschlupf Deckung gefunden.

Er suchte den Kaltblütigen zu spielen, aber hin und wieder verlor er doch die Herrschaft über seine Gesichtsmuskeln, dann zuckte es um seinen Mund, oder er schloß für einen kurzen Augenblick die Lider. Es war eine Wohltat, eine Erholung, nichts zu sehen, sich ein Dunkel vorzutäuschen, in dem alle Greuel, die das sehende Auge erschrecken, versanken.

Um sein linkes Handgelenk war eine Uhr geschnallt. Keine fünf Minuten vergingen, ohne daß er einen Blick auf die Uhr warf.

Noch dreißig Minuten bis zwölf Uhr! Noch fünfundzwanzig Minuten bis zwölf Uhr! Mein Gott, wie langsam bewegte sich der Zeiger!

Noch zwanzig Minuten — welche unendliche Spanne Zeit für den, der in feindlichem Granatfeuer liegt! Er dachte heim an die Mutter, die hatte ihn, ihren Jüngsten, so schwer hergegeben.

Der Vater, der war ein Mann wie aus Stahl und Eisen. Für den gab es nur eines — seine Pflicht tun gegen Kaiser und Reich. Er stand mit seiner Brigade bei Lötzen. Er hatte unter Hindenburg die Russen in die Masurischen Seen gejagt, und jetzt stand er, wie der Erzengel Michael mit gezücktem Schwert an dem Eingang des Paradieses, als treuer Wächter vor Deutschlands Ostmark und wehrte sie dem Feind. Drei seiner Söhne standen im Feld. Der Joachim und der Alex in Frankreich und er, der Franzl, in Rußland. Der älteste Bruder, der Albrecht, war verschollen. Auf den war der Vater nicht gut zu sprechen, und er war doch so ein prachtvoller Offizier gewesen. Franzl erinnerte sich seiner noch sehr gut. Wenn er aus der Kadettenanstalt nach Hause zu Besuch gekommen war, dann hatte ihm der Albrecht immer einen Taler geschenkt.

„Damit du ein bißchen in den Konditoreien 'rumschlemmen kannst,“ hatte er jedesmal dabei gesagt.

Und er, der Franzl, hatte dann glückstrahlend die Beine, die in den weiten, schwarzen Kadettenhosen steckten, aneinandergeklappt und gesagt: „Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Dann auf einmal war der Albrecht nicht mehr dagewesen, als er auf Urlaub nach Hause kam. Die Mutter hatte viel geweint. Von ihr hatte er erfahren, daß der Albrecht nach Amerika abgeschoben worden war. Und die beiden Brüder hatten ihm erzählt, daß der Albrecht sein Ehrenwort gebrochen habe. Er hatte gespielt, Schulden gemacht, und der Vater hatte, als

er die Schulden bezahlte, dem Albrecht das Ehrenwort abgenommen, nie wieder zu spielen. Aber der Albrecht hatte doch wieder gespielt, und da war's zum Krach gekommen.

Der Joachim hatte zu dem Alex und ihm gesagt, als er den Sündenfall des Bruders mit ihnen besprochen hatte: „Durch seine Tat hat Albrecht unseren Namen mit einem ewigen Makel befleckt. Der Vater vergißt ihm das nie und ich auch nicht. Ehrenwort brechen ist gemein!"

Er tat sehr gekränkt, der Joachim. Der Alex und er, der Franzl, nickten zustimmend. Der Alex, weil er als Leutnant glaubte, dazu verpflichtet zu sein, und er, der Franzl, weil er fürchtete, er würde sonst von Joachim angeschnauzt werden. Aber im Grunde seines Herzens konnte er dem Albrecht nicht böse sein, einesteils, weil ihm der Albrecht doch immer einen Taler geschenkt hatte, wenn er in den Ferien nach Hause kam, und dann, weil er überhaupt nicht begreifen konnte, wieso der Albrecht der ganzen Familie einen Makel angehängt haben sollte, weil er gespielt hatte, obwohl er dem Vater versprochen hatte, es nicht zu tun.

Nein, er, der Franzl, fühlte sich durch Albrechts Betragen nicht gekränkt. Aber wenn der Joachim doch recht hatte und in dem Wortbruch Albrechts auch für ihn eine Kränkung lag, dann verzieh er sie ihm in dieser Stunde, in der rechts und links russische Granaten platzten, und in der er, der kleine Franzl, der so gerne in den Konditoreien geschlemmt hatte, an der Spitze seines Zuges seinen ersten Sturmangriff auf russische Schützengräben ausführen sollte.

Er blickte wieder nach der Uhr. Es fehlten immer noch zehn Minuten an zwölf Uhr. Jetzt setzte die deutsche

Artillerie mit doppelter, mit dreifacher Wut ein. Schnellfeuer. Es sauste, rauschte und pfiff, knatterte und toste, knallte, krachte, daß die Ohren dies betäubende Höllenkonzert nicht mehr aufzunehmen vermochten, ihren Dienst versagten und alles nur noch wie ein dumpfes, weites, ineinanderverschmolzenes Brausen klang, wie ferne Meeresbrandung.

Franzl warf einen Blick auf seine beiden Nebenmänner. Der eine, ein kleiner, stämmiger Sachse, war aschfahl im Gesicht. Seine Lippen murmelten ununterbrochen immer dasselbe Wort, erstaunt, erschreckt, benommen von dem, was um ihn vorging: „Eieiei! Eieiei!“ Immer wiederholte er diesen einen Ausruf, in dem er alles zusammenfaßte, allem Ausdruck verlieh, was in ihm vorging.

Der andere versuchte seine Fassung besser zu bewahren. Von Zeit zu Zeit wischte er sich mit dem rauhen Ärmel seines Mantels den Schweiß von der Stirn, und jedesmal, wenn der Leutnant nach seiner Uhr sah, fragte er: „Geht's bald los?“

Und einmal sagte er ganz unvermittelt: „Mein Philippchen ist erst zwei Jahre alt. Aber er hat mich doch gleich erkannt in der feldgrauen Uniform. Das bleibt ihm. Auch wenn er mich nicht wiedersehen sollte.“

Ein anderes Mal sagte der Mann: „Wir stehen vier Brüder im Feld. Die herzugeben ist für meinen Alten eine schwere Sache.“

Bei diesen Worten seines Nebenmannes fiel Franzl ein Ausspruch seines Vaters ein. Es war auf der Straße gewesen. Der Vater und er besorgten noch einige Einkäufe, für den Abend war der Abmarsch der Truppen angesetzt. Da begegneten sie dem Professor Hinselmann, einem schwachen Männchen, das nicht

mit ins Feld rücken konnte, das sich aber bei der Post gemeldet hatte, um dort Aushilfsdienste zu tun. Er hatte schon eine Postbinde um den linken Arm. Er begrüßte den Vater als alten Bekannten und sagte: „Das muß für Sie aber ein Glück sein, Herr v. Wangendorf, drei Söhne für das Vaterland gegen die Feinde zu schicken."

Der Vater hatte nur kurz geantwortet: „Ich wollte, es wären vier."

Da hatte der Vater an Albrecht gedacht. —

Noch fünf Minuten bis zwölf Uhr.

Nun war es Zeit, daß er mit seinen Leuten wieder engere Fühlung nahm. Er kroch aus dem Loch, und seine Nebenmänner folgten ihm.

Kaum zwei Meter von ihrem Unterschlupf entfernt hatte eine Granate drei Kameraden zerfetzt, zerrissen. An den Unglücklichen vorbei schob sich Franzl weiter vor und fand Anschluß an seine Leute. Man ordnete sich zum Sturm. Es bedurfte keiner anfeuernden Worte der Führer. Jeder brannte darauf, aus dieser Hölle heraus und an den Feind zu kommen.

Zwölf Uhr.

Der Kanonendonner auf der deutschen Seite verstummte ganz plötzlich. Diese Stille wirkte wie ein Signal. Die Artillerie übergab das Kampffeld der Infanterie. Sie hatte ihre Schuldigkeit getan. Jetzt war es Sache der Bajonette, den Sieg zu vollenden, den ihre Geschosse vorbereitet hatten.

Die deutsche Infanterie brach hervor wie eine Woge, die unaufhaltsam vorwärts drängt und alles vernichtet, was in ihren Bereich kommt. Ein Blitzen ging von ihr aus. Die langen, blanken Messer, die an die Gewehre gesteckt waren, um ihre scharfen Spitzen in die Leiber der Feinde zu bohren, leuchteten in der durch die

Wolkenmassen dringenden Sonne auf, als freuten sie sich auf ihre blutige, grausame Arbeit. Und aus fünftausend Kehlen drang es wie ein einziger Schrei zu den Russen hinüber, das deutsche Hurra, das siegessichere Feldgeschrei, das den Angriff, Mann gegen Mann, begleitet. Die Sturmwoge reißt mit, auch der Zaghafte wird zum Helden. Er entäußert sich seines Ichs. Er wird ein anderer, als er war. Der Pulverdampf, der Blutgeruch, das Brüllen der vorwärtsstürmenden Kameraden, der Todesschrei der Fallenden peitscht seine Nerven auf, und er stürmt vor, immer vor, immer vor. Er begeht Taten, die ihm unmöglich scheinen nachher, wenn sie getan sind. Er ist ein Held geworden und weiß selbst nicht, wie es kam. Nur immer vor! Nur immer vor!

Und dann trifft auch ihn die Kugel. Er fühlt keinen Schmerz. Er fühlt nur — er kann nicht mehr. Er stolpert, er fällt hin. Aber er fühlt keinen Schmerz. Wenn man ihm in diesem Augenblick der höchsten Ekstase Arme und Beine abhacken würde, er würde es nicht fühlen. Nur ein Drang beseelt ihn: Immer vor! Immer vor!

Er will sich aufraffen. Schon hebt er sich auf die Knie. Er kann es nicht begreifen, daß die Kameraden vorwärts stürmen können, und er kann nicht mit. Wieso kann er nicht? Das viele Blut, das den grauen Mantel schwarz färbt. Er sinkt um, und nur noch wie im Traum hört er aus weiter Ferne das rauhe Hurra der Kameraden, das Feldgeschrei der siegreichen deutschen Truppen.

Leutnant Franz v. Wangendorf war an der Spitze seines Zuges, von zwei Kugeln getroffen, zu Boden gestürzt. Schwerverwundet wurde er in das Feldlazarett eingeliefert, wo sich sofort die Ärzte seiner annahmen.

Zwei Infanteristen, beide selbst leicht verwundet, hatten den kleinen Leutnant zum Verbandplatz getragen. Der eine dieser Infanteristen war der Sachse, der vorhin neben dem Leutnant gelegen und immer „Eieiei“ gerufen hatte. Der andere gehörte zu dem Regiment, das schon seit Wochen in den Schützengräben gelegen hatte. Er war ein langer, hagerer Mensch mit blondem Schnurrbart, und seine Kameraden nannten ihn den „Brasilianer“, weil er während des Kriegs von Brasilien herübergekommen war, um gegen Deutschlands Feinde mitzukämpfen. Er hatte zuerst den Leutnant v. Wangendorf ganz allein vom Schlachtfeld forttragen wollen, trotzdem ihm eine Kugel das Schlüsselbein zerschmettert hatte; erst als er sah, daß es allein doch nicht ging, hatte er die Hilfe des Sachsen angenommen, dem ein russisches Bajonett eine Fleischwunde am rechten Oberschenkel beigebracht hatte.

Der Oberstabsarzt sagte: „Für den Leutnant v. Wangendorf war es die höchste Zeit, daß er uns gebracht wurde, sonst war es aus mit ihm. Wär' schade um ihn gewesen — ein lieber Mensch!“

„Werden Sie ihn durchbringen, Herr Oberstabsarzt?“ fragte der eine der beiden Infanteristen, die den Verwundeten hergetragen hatten. Es war der mit der zerschossenen Schulter. Seine Stimme klang zaghaft, das Sprechen fiel ihm ersichtlich schwer wie einem, der sich Mühe gibt, gegen Tränen anzukämpfen.

Der Oberstabsarzt sah den Frager etwas verwundert an. Er blickte in zwei Augen, die voll ängstlicher Spannung auf seine Antwort warteten. Ein von Strapazen und Entbehrungen ausgemergelter Soldat stand vor ihm.

„Wenn er durchkommt, hat er es Ihnen zu verdanken,“ gab der Oberstabsarzt zurück. „Hätte er noch eine Viertelstunde länger draußen gelegen, so war's vorbei. Wie heißen Sie denn?“

Der Soldat in der schmutzigen grauen Felduniform, dessen Gesicht so verwildert aussah, weil es in vier Wochen weder Seife noch Rasiermesser gesehen hatte, errötete. Einen Augenblick zögerte er, dann sagte er, dienstliche Haltung einnehmend: „Albrecht v. Wangendorf, zu Befehl.“

Der Oberstabsarzt horchte auf. „Sind Sie ein Verwandter des Herrn Leutnants?“

„Ein Bruder, Herr Oberstabsarzt.“

Jetzt hatte der Soldat das volle Interesse des Arztes gewonnen. „Sie sind auch verwundet! Warum haben Sie sich noch nicht verbinden lassen?“

„Ich wollte erst wissen, wie's mit dem Kleinen stand.“

„Für den sorge ich. Jetzt müssen Sie auch an sich denken.“ Er rief einen Assistenzarzt herbei. „Kollege, nehmen Sie sich mal dieses Verwundeten an. Wenn ich hier fertig bin, komme ich und sehe nach ihm.“

— — — — — — — — — — — —

Albrecht v. Wangendorf liegt gewaschen, gebadet, in reines Leinen gehüllt in einem leise schwingenden Bett, wie ein Kind in der Wiege. Zarte, geschickte Schwesternhände rücken ihm das Kopfkissen zurecht und reichen den brennenden Lippen einen kühlen Trank. Sein Ohr ist entrückt dem furchtbaren Schlachtgetöse, kein Kanonendonner, kein Krachen und Bersten explodierender Geschosse schreckt es. Die eisernen Räder der Wagen rollen über die Schienen, immerzu, und singen nach einer immer gleichen Melodie: „Jetzt geht's heim! Jetzt geht's heim! Jetzt geht's heim!“

Sein Auge ruht auf weißgestrichenen Wänden und starrt sinnend zu einer weißgestrichenen Decke empor. Reinlichkeit ringsum. Er liegt nicht mehr im Schützengraben. Er kriecht nicht mehr wie ein Tier in die feuchte, schlammige Erdhöhle, um auszuruhen. Er sitzt nicht mehr in nassen Kleidern zusammengekauert hinter einer Brustwehr. Das Auge sieht nicht mehr die eigenen Entbehrungen in tausendfacher Wiederholung bei den Kameraden.

Er fährt zurück nach der Heimat, nach Deutschland, dem Land seiner Sehnsucht — drüben in Brasilien und jetzt in Polen.

Er hat seine Pflicht gegen das Vaterland getan. An der Wand neben dem Bett hängt an einem kleinen Messinghäkchen das Eiserne Kreuz. Und Franzl, der Kleine, liegt im anderen Wagen, wohlgeborgen, und träumt von dem Wiedersehen mit der Mutter, die ihn so schweren Herzens hergegeben hat. Er fiebert, aber die Ärzte hoffen, ihn zu retten.

Unweit von Posen liegt Schloß Pinne. Dort hat der Johanniterorden ein Lazarett errichtet. Dorthin bringt der Zug die beiden Brüder, den zum Unteroffizier beförderten Albrecht v. Wangendorf, leicht verwundet, und den Leutnant Franz v. Wangendorf, schwer verwundet, beide mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

„Wie geht es dem Kleinen?“ fragt jeden Morgen der Unteroffizier v. Wangendorf die Schwester Elisabeth.

„Sie müssen Geduld haben,“ mahnt die Schwester, „mit Gottes Hilfe wird er durchkommen.“ — —

Und er kommt durch. Eines Tages ist er so weit, daß Albrecht ihn besuchen kann. Franz ist auf den Besuch des Bruders vorbereitet. Man hatte ihm erzählt, daß der Bruder ihn vom Schlachtfeld aufgelesen

und zum Verbandplatz getragen hat. Der Bruder Albrecht, der Verschollene, an den er noch so lebhaft gedacht hatte in dem furchtbaren Kanonendonner, der dem Sturmangriff vorausging.

Und nun sollte er ihn wiedersehen!

In dem kleinen Zimmer, das ihm eingeräumt worden, war das Bett des Leutnants so aufgestellt, daß der Verwundete den Besucher gleich bei seinem Eintritt erblicken konnte.

Es klopfte leise. Die Tür öffnete sich, und ein hagerer Mann stand auf der Schwelle in einer zu weiten grauen Felduniform, mit den Abzeichen eines Unteroffiziers.

Der Unteroffizier lächelte den Leutnant fast verlegen an.

Er schien auf eine Anrede zu warten.

„Ist das wirklich Albrecht?“ dachte der Leutnant.

Einen Augenblick war Franzl enttäuscht. Er hatte den Bruder so ganz anders in Erinnerung. Die fünf Jahre in Brasilien, das Arbeiten in den Kohlenbunkern, der Aufenthalt in den Schützengräben hatten aus dem einst so forschen Offizier einen Mann gemacht, dem man ansah, daß er vom Leben hart angepackt worden war.

Aber schnell hatte Franzl sich wieder in Gewalt. Der Bruder sollte nicht merken, daß er in seiner Erinnerung als ein anderer fortgelebt hatte, als ein glänzender Offizier, dem ähnlich zu werden stets sein größter Wunsch gewesen war. Sein militärisch geschulter Blick sah, daß Albrecht sich für den Besuch sorgfältig vorbereitet hatte. Die Stiefel waren gewichst, die schlottrige Uniform ausgebessert und ausgebürstet, das Kinn rasiert und der Schnurrbart in die Höhe gedreht. Aber trotz allem, an den flotten,

schneidigen Leutnant Albrecht v. Wangendorf erinnerte dieser Unteroffizier in nichts.

Doch! Die Augen waren dieselben geblieben. In denen blitzte es auf, so hell und freudig wie früher, als der Verwundete ihm die linke Hand entgegenstreckte und den Namen des Bruders rief: „Albrecht! Albrecht!“

„Mein Junge! Mein Kleiner!“ Mit einem Satz war Albrecht am Bett des Bruders. Er war zunächst keines Wortes mächtig, er strich dem Bruder immer wieder mit seiner rauhen, ausgearbeiteten Hand über das weiche blonde Haar, und Tränen rannen ihm über die Wangen, als er das blasse, mädchenhafte Gesicht des Bruders zwischen seinen Händen hielt.

„Du Milchbart — und schon das Eiserne Kreuz!“

Er setzte sich neben den Franzl an das Bett, und dieser lächelte glücklich.

„Ich weiß selbst nicht, wie ich dazugekommen bin,“ gestand er. „Ich habe nicht mehr getan wie die anderen.“

„Doch,“ widersprach Albrecht. „Du warst allen voran, ganz vorn an der Spitze. Du zogst deine Leute mit. Ihren kleinen Leutnant wollten sie nicht im Stich lassen. Darum ging es so flott vorwärts. Unser Regiment stürmte mit euch zu gleicher Zeit. Ich sah dich. Ich dachte bei mir, das Leutnantchen hat ja den Teufel im Leib. Aber die Sache wird nicht gut gehen. Die russischen Maschinengewehre spuckten wie toll. Und ich dachte, es wär' schade um den Jungen. So könnte jetzt der Franzl aussehen, mein Kleiner. Und ich drängte hinüber zum rechten Flügel, wo es heiß herging. Bums, hatte ich eine Kugel in der Schulter. Aber die eine Hand genügte mir, um das Bajonett zu führen. Und ich konnte einen deiner Leute von der Zudring-

lichkeit eines Russen befreien. Der Russe hatte den Mann mit dem Bajonett in den Schenkel gestochen, dafür stach ich den Russen in die Brust. Der Mann aus deinem Zug hat mir dann geholfen, dich nach dem Verbandplatz zu tragen. Für mich allein war die Arbeit doch zu schwer."

„Kennst du den Namen des anderen?"

„Das nicht, aber er war aus Sachsen. Er rief, als wir dich fanden: ‚Eieiei! Mei armes Leitnantchen! Er is Sie äben zu forsch uff die Lausbande losgegangen! Nu muß er davor büßen.'"

Albrecht sprach in sächsischer Mundart, und beide lachten.

„Das ist mein Freund Kohlmeyer," sagte der Leutnant. „Liegt er auch hier?"

„Nicht im Schloß, aber im Schützenhaus."

„Vielleicht besucht er mich einmal. Ich möchte ihm danken. — Vor allem aber dir meinen Dank. Ohne dich wär' ich jetzt erledigt."

Albrecht wehrte ab. „Das hat dir der Oberstabsarzt eingeredet. Ist ja Unsinn. Hätte ich dich nicht zum Verbandplatz getragen, hätten es die anderen getan. Deine Leute hätten dich nicht verlassen. Aber kannst dir denken, wie stolz ich war, als ich in dem tapferen Leutnant meinen kleinen Franzl erkannte. Und dann hatte ich nur den einen Gedanken: Der Junge darf uns nicht sterben, mir nicht und — der Mutter nicht."

„Sie kommt morgen. Der Vater auch."

Einen Augenblick schwieg der Unteroffizier. Dann nahm er die schmale Hand seines Bruders zwischen seine beiden und sprach: „Du wirst mir einen Gefallen tun, Franzl. Du sagst den Eltern nichts davon, daß ich hier bin. Es ist besser, wenn sie's nicht wissen."

Franzl blickte erstaunt auf. „Weiß denn die Mutter

nicht, daß du nach Deutschland zurückgekehrt bist? Hast du nicht an sie geschrieben?"

„Nein."

„Aber sie wird sich doch sehr freuen, dich wiederzusehen. Sie hat so oft von dir gesprochen."

Das log Franzl dazu, denn es war im Hause seiner Eltern von Albrecht wenig die Rede gewesen. Aber er wußte, daß die Mutter oft an Albrecht gedacht hatte — heimlich, mit einem stillen, unterdrückten Seufzer, und er glaubte, es würde den Bruder freuen, wenn er hörte, daß er von der Mutter nicht vergessen worden war.

Er hatte sich nicht getäuscht. In den Augen des Unteroffiziers leuchtete es freudig auf.

„Hat die Mutter wirklich manchmal von mir gesprochen?" fragte er zurück, als wollte er sich noch einmal des Gehörten versichern.

„Du darfst ihr nicht aus dem Wege gehen! Warum auch?"

„Ich möchte nicht, daß sie mich jetzt sieht. Glaubst du denn, Kleiner, ich hätte nicht bemerkt, wie du erschrakst, als ich vorhin dort in der Tür stand?"

„Da hast du dich aber gründlich geirrt," widersprach der Leutnant. „Ein bißchen verändert hast du dich ja, das macht aber wohl das Leben drüben. Was treibst du denn? Hast du Sklaven, die für dich Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle anpflanzen?"

Albrecht lächelte. Was sich der Junge wohl dachte? Für einen ehemaligen Leutnant, der nichts gelernt hatte als das Drillen seiner Rekruten, war Brasilien kein Schlaraffenland. Er dachte an seine Kämpfe um das tägliche Brot, und wie er froh gewesen war, den Unterschlupf in der Schulbaracke am Rio dos Papageios gefunden zu haben. Aber er hätte es jetzt

nicht über sich gebracht, dem Jungen von seinem Elend zu erzählen. Nein, wenn der ihn jetzt auch in der abgetragenen Uniform sah, so sollte er doch nicht wissen, wie traurig es ihm drüben ergangen war.

„Nein, mit Plantagenbau befasse ich mich drüben nicht," sagte er in einem Tone, als wenn es nur an ihm gelegen hätte, daß er kein reicher Fazendeiro geworden war. „Ich verdiene in leichterer, angenehmer Weise mein Geld. Ich verzapfe der dortigen Jugend meine Weisheit. Ja, staune, mein Junge, ich bin drüben Schuldirektor geworden. Habe eine wundervolle Dienstwohnung im Schulgebäude, mein eigenes Reitpferd, herrliche Jagd und alles, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt."

„Also, es geht dir gut?" Die Frage klang wie eine Erlösung von schwerer Sorge. „Du hast drüben dein Glück gemacht?"

„Ja, das habe ich."

„Und als der Krieg ausbrach, bist du als Freiwilliger zu uns herübergekommen?"

„Ja, ich habe Urlaub genommen und bin auf einem holländischen Dampfer über das große Wasser gefahren."

„Du Beneidenswerter! Was hast du schon alles von der Welt gesehen! Und so eine Seereise, die muß herrlich sein! Ich habe schon oft davon gelesen. Wie bist du denn an den Engländern vorbeigekommen? Das ist 'ne Bande!"

„Ich hatte mir einen holländischen Paß gekauft. Da ging es ganz glatt."

„Da sieht man, wenn einer Geld hat und ein bißchen Glück, klappt es allemal. — Du mußt jetzt jeden Tag zu mir kommen und mir erzählen. Willst du?"

„Gern, ich bin ja noch drei Tage hier."

„Nur noch drei Tage?“

„Ich habe eine Riesensehnsucht, wieder an die Front zu kommen. Es ist doch recht langweilig in so einem Lazarett.“

„Ich werde ja auch bald wieder so weit sein,“ meinte Franzl und versuchte, seiner Stimme einen festen Klang zu geben, obwohl ihm das nicht so ganz gelang.

„Du hast noch Zeit. Nur beim Einzug durch das Brandenburger Tor mußt du wieder beim Regiment sein. Da darf der kleine Wangendorf nicht fehlen. Schon wegen der Mädels, die sich sonst die Äuglein nach ihm ausweinen.“

Franzl lächelte geschmeichelt, und nun erzählte er Geschichtchen aus seiner Kadettenzeit.

Auch Albrecht grub Erinnerungen aus, und jede begann: „Weißt du noch?“

— — — — — — — — — — — —

Morgens gegen elf Uhr kam der Sanitäter auf Stube sechs, in der drei Unteroffiziere lagen, und meldete dem Unteroffizier v. Wangendorf, daß der Leutnant v. Wangendorf ihn um seinen Besuch bitte.

„Ist jemand da?“ fragte Albrecht.

„Jawohl, Herr Unteroffizier, eine Dame.“

Das war seine Mutter. Jetzt wußte sie schon, daß er aus Brasilien zurückgekehrt war, daß er für Deutschland mit Ehren gekämpft hatte, daß er versucht hatte, die alte Scharte auszuwetzen. Den ganzen Vormittag hatte er dazu benützt, sich auf das Wiedersehen mit seiner Mutter vorzubereiten, hatte an sich herumgewichst und gebürstet, als gelte es, zu einem Appell vor dem Kaiser anzutreten.

Er klopfte an die Tür, wie er gestern angeklopft hatte, als er den Franzl besuchte. Aber diesmal wurde die Tür von innen aufgerissen, er brauchte auf kein

„Herein" zu warten, und eine Dame schlang ihm mit einem lauten Freudenschrei beide Arme um den Hals.

„Albrecht! Mein Junge!"

„Mutter! Mutter!"

Er ließ sich von ihr in das Zimmer führen, an das Bett des jüngeren Bruders, und dort drückte sie ihn auf einen Stuhl nieder und küßte ihn noch einmal, lang und innig.

Dann sagte sie wie zur Entschuldigung: „Du bist so groß. Ich muß mich so recken. Wenn du sitzest, habe ich es bequemer. Ich hab' dir ja so lange keinen Kuß geben können."

Dann erzählte sie von ihren Sorgen. Alex lag verwundet in Lille. Es sollte, gottlob, nicht gefährlich sein. Streifschuß am Kopf und Säbelwunde am linken Arm. Sie wäre am liebsten auch schon zu ihm gefahren, aber es ging nicht, noch durften die Angehörigen der Verwundeten nicht in Feindesland. Und dann machte ihr der Vater viel Sorgen. Der litt bei der ungünstigen Witterung an Rheumatismus. Im Feld fehlte ihm die Pflege. Nun, er würde ja heute kommen, dann wollte sie ihn mit warmen Sachen ausrüsten, die sie mitgebracht hatte.

„Und wie geht es Achim?" fragte Albrecht.

„Der ist wohl auf," antwortete die Mutter. „Der schreibt, daß er sich wünscht, der Krieg dauere noch recht lange. Er ist sehr zufrieden. Seine Einkäufe zu meinem Geburtstag will er in Paris machen. So ein Junge!"

„Der Achim hat immer Glück," meinte der Franzl. „Paß auf, Mutter, der heiratet mal eine Millionärin. Dann kauft er sich ein Schloß und eine Villa im Tiergarten und geht zur Diplomatie über. Dann kann er es noch bis zum Reichskanzler bringen."

Die Mutter lächelte. „Warum nicht?" meinte sie.

„Meine Jungen, alle vier, sollen große Männer werden. Vielleicht wird Albrecht noch Kultusminister in Brasilien. — Nicht wahr, mein Junge?“ Sie reichte ihrem Ältesten die Hand.

Albrecht riß sich zusammen. „Gewiß, Mutter, das kann alles noch werden.“

Es gab noch viel zu fragen und zu erzählen. Der Krieg hatte in manche Familie, mit der man befreundet war, schmerzliche Lücken gerissen. Die Mutter erwähnte einen sehr traurigen Fall. Eine ihrer Freundinnen hatte den Mann und die beiden einzigen Söhne verloren.

„Wie können wir Gott danken, daß bei uns bisher alles noch so glimpflich —“

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgestoßen, und herein trat im langen, grauen Reitermantel der General v. Wangendorf.

„Tag, Mutter! Tag, Franzl!“ Er ging in seiner raschen Art auf Frau und Sohn zu und reichte ihnen die Hand — die linke, der rechte Arm hing in einer Binde.

„Nee,“ beruhigte er seine Frau, die ihn verwundet glaubte, „es ist keine Blessur, es ist nur das scheußliche Rheuma, liebe Christine.“

Er wandte sich um und gewahrte erst jetzt den Albrecht, der bei seinem Eintritt sich zurückgezogen hatte. Einen Augenblick ruhte sein scharfes, graues Auge musternd auf dem Unteroffizier, dann hatte er in ihm seinen ältesten Sohn erkannt. Er schien gar nicht sehr überrascht, wenigstens ließ er es sich nicht anmerken. Er ging auf den Sohn zu und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Albrecht! Ich freue mich, daß du glücklich herübergekommen bist. War wohl nicht

leicht? Die englischen Schiffe schwirren wie Schmeißfliegen im Kanal herum."

Albrecht erwiderte den kräftigen Druck der väterlichen Linken und sagte: „Es war nicht leicht, aber es ist mir geglückt."

Nun mischte sich, redselig und begeistert, die Mutter in das Gespräch. „Denke dir, es geht dem Albrecht in Brasilien ausgezeichnet."

„Er hat sich einen holländischen Paß gekauft," sagte Franz. „Und hier hat er als einfacher Soldat gekämpft. Er ist schon zum Unteroffizier befördert worden, und das Eiserne Kreuz hat er bekommen. Mich hat er, obwohl er selbst verwundet war, aus der Schlacht getragen zum Verbandplatz. Hätte er das nicht getan, wäre ich verblutet."

Der General reichte noch einmal seinem ältesten Sohn die Hand. „Albrecht," sagte er, und ein ihm eigenes Zwinkern mit den Augen verständigte den Sohn, daß er mehr wußte wie die anderen, „der deutsche Konsul in Porto Alegre hatte die Liebenswürdigkeit, mir von Zeit zu Zeit über dich zu berichten. Auf die Art habe ich dich nie so ganz aus den Augen verloren. Und besonders dein fester Wille, der dich alle Hindernisse überwinden ließ, der dich zurück in die Armee unseres Kaisers geführt hat, der hat mir gezeigt, daß man in der Tat wieder stolz auf dich sein kann. Bist außerdem gerade zur rechten Zeit gekommen. Wenn der liebe Gott dir gnädig ist, dann wirst du nach dem Krieg auch in Deutschland bleiben können. Dann brauchen wir hier tüchtige Männer. Ich denke, du überläßt dann die Schulmeisterei in Brasilien berufeneren Kräften. Mutter und ich danken dir, daß du uns den Franzl gerettet hast — gleich zwei verlieren, wäre doch etwas hart gewesen."

Er wischte sich mit dem Rücken der linken Hand über die Augen.

Frau Christine war aufgesprungen und blickte den General entsetzt an.

„Was ist geschehen?“

„Mutter, du bist eine Soldatenfrau und hattest vier Söhne, die im Felde standen. Da muß man auf alles vorbereitet sein. Achim ist gefallen. Gestern bekam ich die Depesche. Aber der Herr hat es gnädig mit uns gemeint, einen Sohn hat er uns genommen, einen anderen hat er uns wiedergegeben. Wir wollen nicht klagen.“

Das armenische Hochland und seine Bewohner. Von Ernst Wächter

Mit 9 Bildern (Nachdruck verboten)

Der Schauplatz der Kämpfe zwischen Rußland und der Türkei pflegt fälschlicherweise schlechthin als Kaukasus bezeichnet zu werden. Es ist das eine leicht zu Irrtümern verleitende Ungenauigkeit, die darauf zurückzuführen ist, daß sämtliches russisches Gebiet südlich des Kaukasusgebirges aus politischen und verwaltungstechnischen Gründen der Statthalterschaft Kaukasien angegliedert ist. In Wirklichkeit ist bisher der russisch-türkische Kriegschauplatz auf den Teil des vorderasiatischen Landraumes beschränkt geblieben — und er wird es in der Hauptsache auch ferner bleiben — für den die geographische Wissenschaft als zusammenfassende Bezeichnung den alten Namen Armenien gebraucht. Mit gutem Grunde. Denn wenn auch weder die heutige Verbreitung des armenischen Volkes noch auch das Gebiet des aus der alten und frühmittelalterlichen Geschichte bekannten Königreiches Armenien sich mit diesem Landraum decken, so stellt er doch den Kern des einen wie des anderen dar und ist zudem ein von seiner Umgebung durch ausgeprägte charakteristische Merkmale sich abhebendes Landindividuum, das durchaus Anspruch auf einen eigenen Namen hat, mag es auch politisch zurzeit drei Staaten angehören, der Türkei, Rußland und Persien.

Armenien ist durchweg Hochland, aber nichts weniger als ein einfaches Hochplateau. Es wird vielmehr der Kreuz und der Quere von hohen Gebirgsketten durchzogen und dadurch in eine ganze Reihe größerer und kleinerer Hochebenen von verschiedenster Höhenlage — es gibt deren von unter 1000 bis über 1900 Meter — zerlegt, aus denen dann noch häufig einzeln oder in

Gruppen stehende riesige Vulkanberge, überwiegend erloschene, aufragen.

Nach Norden und Süden ist die Abgrenzung des armenischen Hochlandes ziemlich einfach; nach diesen beiden Himmelsrichtungen fällt es mit teilweise alpenhohen Randgebirgsketten schroff ab, einerseits zu der tiefen, breiten Senke, die es vom Kaukasus trennt, anderseits gegen Mesopotamien, das Tiefland der beiden in Armeniens Bergen entspringenden Zwillingsströme Euphrat und Tigris. Nur in seiner Nordwestecke, wo es durch das sogenannte Meskhische Bergland in Berührung mit dem Kaukasus tritt, ist die Abgrenzung mehr oder weniger willkürlich. Man kann dieses Bergland ebensogut zu Armenien wie zum eigentlichen Kaukasusgebiet rechnen. Der Gebirgsbau weist es ersterem zu, die sonstigen Verhältnisse, besonders die ethnographischen, sprechen für sein Zugehör zu Kaukasien.

Gegen Westen, also gegen Kleinasien, ist die Abgrenzung weniger scharf, denn auch dieses Land ist ein, freilich niedrigeres, Hochland, und seine Randgebirge, die Ketten des Taurus im Süden und die des pontischen Küstengebirges im Norden, finden ihre natürliche Fortsetzung in Armenien, wo sie mit den iranischen Kettenzügen zusammenstoßen, sich mannigfach mit diesen kreuzend. Eben dadurch wird der eigentümlich verwickelte Aufbau Armeniens bedingt, der für den Forscher um so schwerer zu entziffern ist, als jenes Zusammenstoßen ganz verschiedener Gebirge hier vor Äonen von Jahren die vulkanische Tätigkeit erregt und eine ungeheure Überschüttung aller älteren Gebirgsbildungen mit jugendlichen Lavamassen verursacht hat. Diese mächtige jungvulkanische Gesteinsdecke, die nur stellenweise, besonders im westlichen Teile des Landes, durch tertiäre Schichtgesteine, Kalke, Sandsteine und Konglo-

merate, eine Unterbrechung erleidet und durch die jahrhunderttausendlange Wirksamkeit der gebirgszerstörenden und -umbildenden Kräfte zernagt, verwittert, umgelagert, mit einem Worte ununterbrochen, wenn auch dem kurzlebigen Menschengeschlechte nicht gerade

Phot. C. Seelig.

Armenische Familie von der Hochebene am Aras.
Aus „Rikli: Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien", Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1914.

leicht erkennbar umgeformt wird, ist neben den großen Gebirgseen eines der charakteristischen Merkmale für den Landraum, den wir Armenien nennen. Aus diesem Grunde ist auch der Nordwesten der jetzt vielgenannten persischen Provinz Aserbeidschan mit den beiden Vulkanriesen Sawelan und Sehend und dem mächtigen Urmia-

see Armenien zuzurechnen. Eine scharf erkennbare armenische Ostgrenze gibt es hier nicht; es findet nur ein allmählicher Übergang zum Hochland von Iran statt.

Die armenische Landschaft ist im großen und ganzen ziemlich öde. Unabsehbare Gebiete sind jeglichen Baumwuchses bar; der vorherrschende Landschaftscharakter ist der der Steppe, die nicht selten in wirkliche Wüste übergeht, eine Folge der eigenartigen klimatischen Verhältnisse. Nur in den Talweitungen der Flüsse und Bäche, die durch die während des langen, eiskalten Winters in großen Mengen gefallenen und auf den Höhen der Gebirge und Vulkanberge bis in den Spätsommer sich erhaltenden Schneemassen gespeist werden, ist die Vegetation üppiger und findet seit Jahrtausenden ergiebiger Anbau der verschiedenartigsten Nutzgewächse statt. Ist doch der verwitterte Vulkanboden, wenn er bei seiner Wasserdurchlässigkeit nur genügende Befeuchtung erfährt, ungemein fruchtbar. 800 bis 1000 Meter über dem Meere werden hier noch Baumwolle, Mais und Reis in großem Maßstabe gebaut, in höheren Lagen Gerste, Weizen, Buchweizen und Hülsenfrüchte. Ganz besonders prächtig gedeihen aber edle Obstsorten und der Wein. Die Kultur des letzteren wird ja bekanntlich von der Überlieferung dem Erzvater Noah nach der Landung der Arche auf dem „Berge Ararat“ — das ist in der Sprache der Bibel das ganze Land Hocharmenien — zugeschrieben. Zu all dem ist jedoch künstliche Bewässerung in ausgedehntem Maße notwendig, denn der glühendheiße Sommer Hocharmeniens ist, von vereinzelten Gewittergüssen abgesehen, völlig regenlos. Spätestens Anfang Mai, meist jedoch schon im Laufe des Aprils, verschwinden das frische Grün und der Blütenflor des Frühlings aus der Steppe. Alles ist grau und verdorrt; das pflanzliche Leben verkriecht

sich in den Boden, bis neue Feuchtigkeit es wieder ans Tageslicht bringt. Es ist ähnlich wie in Ägypten und Mesopotamien: das Kulturland ist gegen seine Umgebung wie abgeschnitten und grenzt ohne Übergang

Phot. Dr. W. A. Keller.

Das vergletscherte Gipfelplateau des Großen Ararat mit Blick auf den Kleinen Ararat.

Aus „Rikli: Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien", Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1914.

an die wasserlose Steppe mit ihren weißlichen Salzausblühungen oder an völlig kahle, rötliche Vulkanberge.

Geselliger natürlicher Baumwuchs findet sich als Reihen von Pappeln und Silberweiden längs der Flußläufe, diese schon von weitem dem Steppenwanderer

als solche kennzeichnend; ferner in kleinen Mulden und Einsenkungen des Bodens, in denen der Grundwasserspiegel sehr hoch liegt und, ähnlich wie in der Wüste, eine Art Oasenbildung ermöglicht; vor allem aber an den feuchteren Gehängen der Gebirge, wo es sogar ausgedehnte Wälder gibt. Das trifft in erster Linie auf die vielgestaltigen, zu alpinen Höhen aufsteigenden Randgebirge zu, die dem ersten Anprall der vom Schwarzen Meer, dem Kaspischen See und dem Persischen Meerbusen heranwehenden, relativ feuchten Winde ausgesetzt sind. Die Ketten des Pontischen Gebirges, die, die Küstenlandschaft Lasistan vom eigentlichen Armenien scheidend, parallel dem Südostgestade des Schwarzen Meeres bis in die Nähe von Batum streichen und das Tal des schon in den ersten Kämpfen zwischen Russen und Türken vielgenannten Tschorok einschließen, sind an allen ihren seewärts liegenden Hängen vom Meeresspiegel bis hoch hinauf zur Region der Alpenpflanzen mit einem dichten Waldkleid bedeckt, das stellenweise von fast tropischer Üppigkeit ist.

Doch das ist eben schon nicht mehr eigentliches armenisches Land. Überall in Innerarmenien schließen sich vielmehr an die Hochsteppe zunächst lichte Waldungen von Eichen, Eschen, Feldahornen, Platanen, Linden und Nußbäumen an, umrankt von wilden Weinreben. Dazu kommen in höheren Lagen Birken, Weiden, Pappeln und vor allem Nadelhölzer, besonders Föhren, die als Krummholz bis zur Baumgrenze emporsteigen. Diese verläuft in einer Höhe von 2500 bis 2600 Metern und geht allmählich in die alpine Strauch- und Staudenregion über. Die allerhöchsten Höhen sind den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis begraben, doch ragt bis in die Region des ewigen Schnees, die in Armenien wegen der Trockenheit des Klimas sehr hoch,

Kloster Etschmiadzin, Sitz des armenischen Katholikos.
Aus „Rikli: Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien", Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1914.

fast in Montblanchöhe liegt, nur der 5160 Meter hohe Große Ararat hinein, das Wahrzeichen Armeniens, der heilige Berg für alle Völker Vorderasiens, in deren Sagen und Überlieferungen er eine große Rolle spielt.

Es dürfte wenige Berge auf Erden geben, die auf den Beschauer einen solchen erhabenen Eindruck machen wie der Ararat. Obgleich er wiederholt erstiegen wurde, gilt er bei den Eingeborenen für unbezwungen und unbezwingbar. Am gewaltigsten wirkt sein Anblick von Norden, etwa von der Stadt Eriwan oder dem weltberühmten Kloster Etschmiadzin aus, wo das kirchliche Oberhaupt aller Armenier, der Katholikos, seine Residenz hat. Einsam ragt der König der armenischen Berge über der hier etwa 1000 Meter hohen Arasebene, die sich in unabsehbare Fernen erstreckt, 4200 Meter in stetem Anstieg ohne Vorberge empor, gerade an der Stelle, wo russisches, türkisches und persisches Gebiet zusammenstoßen. Auf breitem Sockel erheben sich zwei Vulkankegel von vollendeter Formenschönheit, beide bis zu 2600 Meter Höhe durch einen breiten Kamm miteinander verbunden, der westliche größere, der Große Ararat, und der östliche kleinere, der Kleine Ararat, letzterer nur bis zu 3914 Metern emporsteigend.

Um sich einen Begriff von der gewaltigen Masse dieses Zwillingspaares zu machen, stelle man sich vor, daß der größere Bruder eine kreisförmige Grundfläche von fast 40 Kilometer Durchmesser, der kleinere eine solche von 28 Kilometer Durchmesser hat. „Schwerlich", sagt mit Recht ein schweizerischer Gelehrter, der den Ararat vor einigen Jahren erstiegen hat, „gibt's auf Erden noch einen so gigantischen Aufbau. Selbst die Riesen der Anden mit bis zu beinahe 7000 Meter Höhe können sich da nicht messen, sie sind zu wenig isoliert und steigen aus beinahe 4000 Meter hohen Hoch-

Ruinen von Ani: Der Königspalast der Bagratiden.
Aus „E. v. Hoffmeister: Durch Armenien und der Zug Xenophons", B. G. Teubner, Leipzig 1911.

flächen empor." Daß der Ararat ewigen Schnee auf seinem breiten Scheitel trägt, wurde schon oben er-

wähnt. Hier sei noch hinzugefügt, daß er auch Gletscher aufweist, deren gewaltigster nach Norden in dem tief eingeschnittenen Riß des sogenannten Jakobstales bis auf 2500 Meter hinabreicht. Im übrigen ist der Riesenberg eine ungeheure Steinwüste ohne Hochwiesen und Wald, darum seit alters scheu gemieden von den in seiner Nachbarschaft ihre Herden weidenden Nomaden, Kurden und Tataren, und nicht minder von den fleißigen armenischen Ackerbauern der zu seinen Füßen sich ausbreitenden Ebenen.

Wir haben hier zum ersten Male der alteingesessenen Bevölkerung des armenischen Hochlandes Erwähnung getan, der Kurden und Armenier, beide gleich interessant, beide im Urteil anderer Völker gleich verschieden bewertet. Die Armenier, dieses unglückliche, seit vielen Jahrhunderten in drückender Knechtschaft und Abhängigkeit lebende, von seinen Herren mißhandelte, von kräftigeren Nachbarvölkern gebrandschatzte Volk unzweifelhaft iranischer, also indogermanischer Abstammung, wenn auch mit fremdem Blut durchsetzt — ein semitischer Einschlag ist kaum zu verkennen — sind von Haus aus eines der begabtesten Völker der Erde, zugleich von hoher körperlicher Schönheit. Wann die Armenier in ihre jetzige Heimat einwanderten, entzieht sich unserer Kenntnis. Sicher ist, daß sie dort, worauf viele prähistorische Dokumente, Felszeichnungen, Keilinschriften, Höhlenstädte, Steinkistengräber, Bewässerungsanlagen und anderes mehr, hinweisen, auf eine uralte, vielleicht chaldäische Kultur stießen, deren Elemente sie in sich aufnahmen und kraft ihrer hohen Intelligenz zur Ausbildung eines neuen, eigenartigen Volkstums verwendeten. Nur schade, daß sich dieses Volkstum nicht auch politisch durchzusetzen vermochte.

Armenien ist nämlich, trotz seiner durch die Natur

des Landes sehr erschwerten Zugänglichkeit, seit alters ein vielbenütztes Durchzugsland gewesen und hat den verschiedensten Völkern und Staaten als Kampfplatz bei ihrem Ringen um die Vorherrschaft in Vorderasien gedient, wie es ja auch heute noch zwischen Russen und

Phot. stud. E. Paravicini.

Armenisches Dorf.

Aus „Rikli: Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien", Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1914.

Türken der Fall ist. Assyrer und Meder, Griechen und Perser, Römer und Parther, Kreuzfahrer und Sarazenen haben hier miteinander gerungen und sich in der Herrschaft abgelöst. Das armenische Volk aber, wenig kriegerisch veranlagt und infolge der Eigenart seines Wohnraumes, die die Zersplitterung in zahlreiche Gaue mit Sonderinteressen begünstigte, ohne politische Einheit, ließ tatlos alles über sich ergehen. Einige Jahr-

hunderte hindurch stand es auch unter einheimischen Königen; das war seine große Zeit. Das tüchtige Herrschergeschlecht der Bagratiden hat Armenien sogar eine Periode glänzenden Aufschwunges gegeben, wovon noch die großartigen Ruinen der alten Königstadt Ani, der „Stadt der tausend Kirchen“, am Arpa-Tschai, einem Nebenfluß des Aras, unweit der heutigen russischen Festungen Kars und Alexandropol gelegen, zeugen. Freilich auch damals schmachtete die große Masse des Volkes unter der Tyrannei der adeligen Grundherren, die ihre Hintersassen in der schamlosesten Weise aussogen.

Neue gewaltige Stürme, besonders der auch über Armeniens Fluren verheerend dahinbrausende Mongolensturm, haben das unglückliche Land an den Rand des Verderbens gebracht. Und als dann die mohammedanischen Türken, zeitweise auch die ebenfalls mohammedanischen Neuperser die Herrschaft erlangten, wurde den Armeniern ihr unentwegtes, treues Festhalten an ihrer nationalen Kirche zum Verhängnis.

Es ist nach all dem nicht zu verwundern, daß der Charakter des vielgeplagten Volkes viele Schattenseiten aufweist, als da sind kriechende Unterwürfigkeit Höherstehenden gegenüber, Unwahrhaftigkeit, Geldgier, Geiz und damit im Zusammenhang völlige Skrupellosigkeit, wenn es gilt, einen Vorteil zu ergattern. Ihr ausgeprägter Erwerbsinn treibt die Armenier aus ihrem Heimatlande, wo sie kein genügendes Feld zur Betätigung finden, in die Ferne. Als Kaufleute, Händler, Geldwechsler, Bankiers, Dragomane, aber auch als Beamte sind sie überall in den benachbarten Ländern anzutreffen, besonders in der Türkei, wo man sie wegen ihrer Geschäftstüchtigkeit nicht entbehren kann, allein ihrer erpresserischen, betrügerischen Tätigkeit wegen auch stets gründlich gehaßt hat.

Aber so weit die Armenier auch in der Welt herumkommen — man findet sie auch in Westeuropa und in der Neuen Welt — immer bewahren sie streng ihre Nationalität, halten sie fest an ihrer nationalen Kirche, die ein unzerreißbares Band um alle ihre Angehörigen geschlungen hat. In Armenien selbst, wo sie übrigens

Ein Kurdenhäuptling.
Aus „E. v. Hoffmeister: Durch Armenien und der Zug Xenophons", B. G. Teubner, Leipzig 1911.

noch nicht die Hälfte der Bevölkerung ausmachen — am zahlreichsten sind sie in Russisch-Armenien — sind die Armenier, soweit sie nicht in Städten wohnen, fleißige, genügsame Ackerbauer, deren Kulturstand allerdings noch ziemlich tief ist. Ihre Behausungen sind schmucklose, kaum 3 Meter hohe, halb im Erdboden begrabene Steinkästen oder Lehmbauten ohne jeden Verputz, mit flachen Dächern, auf denen Strohhaufen, sowohl zur

Feuerung wie zum Verfüttern dienend, aufgestapelt sind. Die wenigen kleinen Fensteröffnungen sind vergittert. Der Anblick, den die regellos und weitläufig angelegten Dörfer bieten, ist höchst trübselig; von weitem gleichen sie einem Haufwerk von Steinen.

Wie die Armenier, so erfahren auch ihre erbittertsten Feinde, die mohammedanischen Kurden, das zweite seit uralten Zeiten in Armenien einheimische Volk, die verschiedenste Beurteilung. Über den weitaus größten Teil des Landes verbreitet und auch außerhalb der armenischen Grenzen noch hier und da in geschlossenen Gruppen anzutreffen, haben sie ihren hauptsächlichen Wohnraum in den nach ihnen als Kurdistan bezeichneten südlichen Teilen von Türkisch-Armenien, wo sie vor allem in den schwer zugänglichen Gebirgstälern ihr Wesen treiben und nur ein Teil von ihnen zeitweilig mit seinen Schaf- und Ziegenherden die offenen Hochebenen aufsucht. In ihrer Lebensweise sind sie noch ganz dieselben geblieben, wie sie uns in Xenophons meisterhaften Schilderungen der alten Karduchen — das sind eben die Kurden — entgegentreten.

Ihrer Abstammung nach sind die Kurden ebenfalls Indogermanen, wahrscheinlich, wie namhafte Gelehrte annehmen, Nachkommen, wenn auch nicht unvermischt gebliebene, der alten Meder. Bei ihrem hohen, kräftigen Wuchs, ihrer hellen Haut- und Haarfarbe, ihren häufig blauen Augen könnte man sie fast für Nordgermanen halten. Die Sprache ist ein eigenartig entwickeltes iranisches Idiom. Von Charakter gelten sie für maßlos stolz, freiheitliebend, tapfer, gastfrei, keusch, aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß sie arge Räuber sind, denen man am besten aus dem Wege geht. Ein Menschenleben gilt ihnen wenig; ohne Waffen sieht man sie selten. So unkriegerisch und fügsam die Ar-

menier, so kriegerisch und unbotmäßig sind die Kurden, denen allerdings die Natur ihres schwer zugänglichen, leicht zu verteidigenden engeren Wohnraumes ein ziemlich starkes persönliches Sicherheitsgefühl im Laufe der Jahrtausende großgezogen hat. Stets haben sie trotz

Phot. Prof. F. Egger.

Kurdenzelte beim russischen Grenzfort Ssardar-Bulagh.

Aus „Rikli: Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien", Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1914.

ihrer politischen Zersplitterung ein gewisses Maß von Unabhängigkeit sich zu bewahren gewußt; nie haben die Türken sie vollständig unterworfen, und der türkische Sultan konnte bislang nur da auf ihre Fügsamkeit rechnen, wo ihre kriegerischen und räuberischen Neigungen ungestraft zur Geltung kommen können.

So sind die unter dem alten türkischen Regime so häufigen blutigen Armenierverfolgungen weniger dem

harmlosen, gutmütigen Türken aufs Konto zu setzen als vielmehr den Kurden. Selbst im russischen Landesteile, wo doch sonst die Staatsautorität mit allen Mitteln zur Geltung gebracht wird, bringen es die hier allerdings nur als unstete Nomaden ihr Wesen treibenden Wildlinge fertig, einfach nach ihrem alten Herkommen zu leben, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob es sich mit der staatlichen Ordnung in Einklang bringen läßt. Nur freiwillig dienen sie im Heere des Sultans, wo es eine irreguläre kurdische Reiterei gibt, oder in Persien dem Schah, als dessen zuverlässigste Truppe sie übrigens gelten. Freiwillig sind sie auch jetzt mit in den Krieg gegen die Russen gezogen, weniger aus religiöser Begeisterung, denn sie sind religiös ziemlich gleichgültig, als weil es ihren Neigungen entspricht.

Politisch sind die Kurden arg zersplittert, in gewissem Sinne ist jede Dorfschaft eine politische Sonderheit. Die Sippe, die Blutsverwandtschaft, bildet die Grundlage ihrer ungeschriebenen Verfassung, und Herkommen ist Gesetz. Der Familiensinn ist so stark ausgeprägt, daß er alle Verhältnisse beherrscht. Die Stellung der Frau ist würdig, freier als sonst im Morgenland. Von den mehr als hundert Stämmen des Volkes steht jeder unter einem eigenen Fürsten oder Häuptling, Bei, der zwar seine Würde in der Familie erblich erhält, aber über seine „Untertanen“ nur geringe Macht besitzt. Die Persönlichkeit tut da alles.

In sozialer Hinsicht zerfällt das interessante Volk in nomadisierende Hirten und Ansässige, die seit alters die Bodenbebauung mit bewundernswertem Geschick ausüben und auch eine Art Hausindustrie in der Herstellung von Kleidungsstücken und Hausgerät betreiben. Der Reichtum der Nomaden besteht in der Hauptsache in großen Herden von Fettsteißschafen und langhaarigen

Ziegen. Ihre Behausungen sind luftige, aus schwarzem Ziegenhaar selbstgewebte Zelte, wie man sie beispielsweise rings um den Ararat antrifft. Die Ansässigen wohnen dagegen in geschlossenen Ortschaften, weniger in städtischen Siedlungen als in Dörfern, deren von mächtigen Nußbäumen und Platanen beschattete ein- bis zweistöckige, steinerne oder aus Luftziegeln erbaute Häuser gern an schützende Berghänge sich anlehnen. Die Kurdendörfer gewähren so im Gegensatz zu den armenischen Ortschaften einen freundlichen Anblick.

Außer von Armeniern und Kurden sowie den bezüglichen Herren des dreigeteilten Landes, den Türken, Russen und Persern, die überwiegend Beamte und Soldaten sind, wird Armenien noch von Angehörigen anderer Völker bewohnt, über die wir uns kurz fassen können. Es sind vor allem Griechen, Zigeuner und — in Ostarmenien — namentlich Tataren. Die letzteren, der mongolischen Rasse angehörig und den Türken nahe verwandt, stehen, je höher ihr Wohnraum liegt, auf um so tieferer Stufe der Gesittung. An der russisch-persischen Grenze treibt der tatarische Stamm der Schahsewenzen, das heißt die den Schah Liebenden, sein Wesen. Diese rohen, als unzuverlässig, wortbrüchig und diebisch verrufenen Nomaden, die eifrige Züchter von Rindern, Schafen und Kamelen sind, haben als fanatische Mosleme dem Rufe des Kalifen zum Heiligen Kriege sofort Folge geleistet. Wenn sie auch keine vollwertigen Streitkräfte zu stellen vermögen, so sind sie doch wohl imstande, die Russen in ihren kriegerischen Operationen schwer zu stören, zumal ihre Stammesgenossen in der transkaukasischen Steppe die rückwärtigen Verbindungen der Russen unschwer ernstlich gefährden können.

Von den armenischen Städten, die meist klein und wirtschaftlich unbedeutend sind — Armeniens Bedeutung liegt übrigens heute wie fast im ganzen Verlauf seiner unruhvollen Geschichte weniger auf wirtschaftlichem als auf politischem und militärischem Gebiete — können wir hier nur die allerwichtigsten kurz skizzieren: das persische Täbris, das türkische Erzerum und das russische Kars.

Täbris liegt östlich vom Urmiasee 1500 Meter hoch im Anblick der beiden Vulkanriesen Sehend und Sawelan. Es ist nicht nur eine der ersten Handelsstädte Persiens, sondern auch die größte und wichtigste Stadt ganz Armeniens und dabei heute doch nur ein Schatten ehemaliger Größe, die sie aber bei geordneten Verhältnissen und vor allem bei Verbesserung der Verkehrswege leicht wieder erreichen könnte. Deshalb hatten schon längst die Russen ein Auge auf diese Stadt geworfen, von der aus sie mit Leichtigkeit ganz Nordpersien wirtschaftlich und strategisch beherrschen konnten, und sich anläßlich der unaufhörlichen persischen Wirren vollständig einzunisten verstanden. So unterhielten sie in Täbris ganz völkerrechtswidrig eine starke Besatzung, angeblich zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und schalteten und walteten, als ob sie in ihrem Eigentum wären. Die türkischen Heere haben dann bekanntlich nach Besiegung der Russen in Aserbeidschan der russischen Herrschaft gewaltsam ein Ende gemacht und mit tatkräftiger Unterstützung der eingeborenen Bevölkerung die frechen Eindringlinge über die Grenze gejagt. Heute zählt die in ein Meer von Gärten getauchte, infolge von Erdbeben und schlechter Verwaltung aber im Inneren viel Schutt und Trümmer bergende Stadt, von der aus die uralte Handels- und Karawanenstraße durch Türkisch-Armenien nach Trapezunt am

Blick auf Erzerum.

Aus „E. v. Hoffmeister: Durch Armenien und der Zug Xenophons", B. G. Teubner, Leipzig 1911.

Schwarzen Meere führt, etwa 200 000 Einwohner, größtenteils Armenier und Perser.

Erzerum liegt malerisch schön etwa 2000 Meter hoch auf kahler, baumloser, aber fruchtbarer Hochebene vor den meist schneegekrönten Spitzen des vielgestaltigen Eyerli-Dagh. „Ihre günstige Lage an dem Schnittpunkt der Straßen vom Schwarzen Meere nach Persien sowie von Transkaukasien nach den zentralen Gebieten Kleinasiens“, schreibt der deutsche Generalleutnant E. v. Hoffmeister, der erst vor wenigen Jahren die Stadt besuchte, „verschaffte ihr von alters her einen lebhaften Handelsverkehr; noch im Mittelalter war Erzerum groß und reich. Die teilweise Verschiebung des Handels aber infolge der Entdeckung des Seeweges nach Indien und neuerdings durch den Bau der transkaukasiischen Bahnen, die harten Bedrückungen und Schicksalsschläge unter türkischer Herrschaft und schließlich, aus der gefahrvollen Nähe der vulkanischen Erhebungen des Palandöken und Eyerli-Dagh, eine ganze Reihe von Erdbeben, von denen das letzte und schwerste im Jahre 1859 fast die ganze Stadt zusammenwarf, brachten es mehr und mehr zurück, so daß es gegenwärtig, abgesehen von der starken Garnison, nicht mehr als 50 000 meist türkische Einwohner zählt und kaum den dritten Teil der zwischen den beiden letzten Kriegen 1855 und 1877 erbauten Umwallung ausfüllt. Gleichwohl ist auch heute noch Erzerum der weitaus wichtigste Platz in Türkisch-Armenien, und zwar ebensowohl in Anbetracht seines Handels — passieren doch alljährlich allein an 50 000 Kamele die Stadt — wie seiner politischen Bedeutung nach.“ Es ist der Schlüssel zur asiatischen Türkei und als solcher unter der jungtürkischen Herrschaft ganz neuzeitlich stark befestigt. Daher das glücklicherweise vergeblich gebliebene Bemühen der Russen, sich dieses Platzes zu bemächtigen.

Kars ist in strategischer Hinsicht von demselben hohen

Kars mit Zitadelle.

Aus „E. v. Hoffmeister: Durch Armenien und der Zug Xenophons“, B. G. Teubner, Leipzig 1911.

Wert für Russisch-Armenien. Die Bedeutung des etwa 20 000 Einwohner zählenden Platzes liegt aber

ausschließlich auf strategischem Gebiete, wie denn überhaupt alle wichtigeren Orte Russisch-Armeniens, vielleicht die zerfallende, aber malerisch gelegene alte armenische Reichshauptstadt Eriwan und die beiden nördlichen Randstädte Schuscha und Jelissawetpol ausgenommen, lediglich vom militärischen Gesichtspunkte aus zu bewerten sind, ja im weitesten Sinne ganz Armenien selbst. Kann man dieses doch gewissermaßen mit einer starken Festung vergleichen, die das Russische Reich an einer seiner empfindlichsten Stellen, dem wertvollen Kaukasusgebiet mit dem unersetzlichen Petroleumbezirk von Baku am Kaspischen See, schützen soll. Kars ist nun infolge seiner Lage der stärkste Stützpunkt dieser Festung. Es liegt 1300 Meter hoch in der fruchtbaren Schiraghebene rings von schwer überschreitbaren Gebirgen umgeben im Tal des Kars-Tschai, der, vom russisch-türkischen Grenzgebirge Soghanly-Dagh herabkommend, in mächtigem Bogen dem Arga-Tschai, dem oben erwähnten rechten Nebenfluß des Aras, zuströmt, und war schon in alter Zeit als Sperrpunkt der von Tiflis nach Erzerum führenden Straße hochbedeutsam. Eine alte, noch aus seldschukischer Zeit stammende, auf hochragendem Felsenriff über dem hier schluchtartigen Flußtale liegende Zitadelle bildet den Kern der starken Festung, die aber erst durch die weit vorgeschobenen neuzeitlichen Forts schier uneinnehmbar gemacht wird, vorausgesetzt, daß ihre Besatzung zahlreich genug ist.

* * *

Der im vorstehenden in seinen charakteristischen Zügen geschilderte Landraum ist also der Schauplatz, auf dem sich ein Teil der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen der Türkei und Rußland abspielt. Er

bietet, wie aus dem Gesagten ersichtlich, für die Kriegführung sehr erhebliche Schwierigkeiten, unter denen hier noch die mangelhaften Verkehrsverhältnisse hervorgehoben sein mögen. Eisenbahnen gibt es nur in Russisch-Armenien, und auch da nur eine einzige Linie, die, von Tiflis ausgehend, sich allerdings bei der Festung Alexandropol teilt und mit einem Strange über Kars nach Sarykamisch bis an den Fuß des Soghanly-Dagh führt, während der andere über Eriwan bis nach Dschulfa an der persisch-russischen Grenze reicht. Die hier über den Aras führende eiserne Brücke haben die Russen erbaut, in der Absicht, die Bahn bis nach Täbris fortzusetzen, was ihnen nun durch das siegreiche Vordringen der Türken vereitelt ist.

Auch die Landstraßen sind ihres miserablen Zustandes wegen dem Verkehr nicht günstig. Im russischen Gebietsteile gibt es noch einige, die diese Bezeichnung mit einiger Einschränkung verdienen, im übrigen Armenien aber kann man von Landstraßen überhaupt nicht sprechen. Die von Erzerum nach Trapezunt führende, in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großen Kosten angelegte Gebirgsstraße ist längst in einem Zustand der Verwahrlosung, den auch die rührige jungtürkische Verwaltung noch nicht ganz wieder behoben haben dürfte.

Die spanische Tänzerin

Novellette von Reinhold Ortmann

Der Gongschlag der großen Standuhr im benachbarten Speisezimmer verkündete die sechste Nachmittagsstunde, und noch ehe er ganz verklungen war, stand Lotte Werkentin am Fenster. Sie mußte das kecke Näschen an der Glasscheibe beinahe platt drücken, um ganz sicher zu sein, daß sie Rudolf Hegewald sofort erspähte, wenn er unten aus dem Hause trat, zumal seitdem er unbegreiflicherweise die Gewohnheit angenommen hatte, hart an der Mauer entlang zu schleichen.

Fräulein Lottes Herz klopfte ungestüm, denn diese Stunde mußte ihr eine schwerwiegende Entscheidung bringen. Wenn Herr Hegewald auch heute nicht zu ihr heraufgrüßte, war es das letzte Mal gewesen, daß sie hier auf ihn gewartet hatte. Das hatte sie sich feierlich gelobt, und sie war die Persönlichkeit, Gelöbnisse zu halten. Das sollte der Teilhaber ihres Onkels sich denn doch nicht einbilden, daß sie sich in schmachtender Sehnsucht nach ihm ganz und gar aufzehrte, während er sie je nach Lust und Laune bald mit ritterlicher Zuvorkommenheit behandelte, bald vollständig übersah. Auch wenn man den achtzehnten Geburtstag noch vor sich hat, weiß man doch, was man seiner Frauenwürde schuldig ist. Er würde lange warten können, ehe er wieder ein ermutigendes Lächeln von ihr zu sehen bekam.

Endlich! Sieben oder acht Angestellte hatten gewissermaßen den Vortrab gebildet. Dann kam er. Aber wenn sie nicht seinen spiegelblanken Zylinder und seinen mausgrauen Überzieher so gut gekannt hätte, würde sie nicht einmal sicher gewesen sein, daß er es

war. Hatte man je einen stattlichen jungen Mann von sechsundzwanzig Jahren so schlaff und kopfhängerisch dahinschleichen sehen wie diesen sonst so flotten Herrn Hegewald? Von seinem Gesicht konnte sie überhaupt nichts sehen, und zum fünften Male — oh, sie hatte gut gezählt! — schlich er an der Hausmauer dahin, ohne die Augen zu dem Fenster im ersten Stock zu erheben.

Nun war es also entschieden. Sie gehörte nicht zu denen, die um Huld und Gnade werben, nachdem sie verschmäht worden sind. Zweimal stampfte ihr kleiner Fuß recht energisch den Boden, dann löste sich das niedliche Stumpfnäschen von der Fensterscheibe los, und die trotzigsten Entschlüsse standen auf dem frischen jungen Gesicht geschrieben.

Onkel Werkentin, der gleich darauf eintrat, schien davon allerdings nichts zu bemerken. Er sah verdrießlich aus wie beinahe immer in diesen letzten Tagen und setzte sich an den Tisch, ohne mit seiner Nichte, die dem früh verwitweten Vierziger das Haustöchterchen ersetzen mußte, mehr als ein paar gleichgültige Worte zu wechseln.

Geraume Zeit schien Lotte mit einem Entschluß zu kämpfen, und ein paarmal schon hatte sie den Mund auf- und wieder zugemacht, ohne mit der Bemerkung oder Frage herauszukommen, die ihr ganz unverkennbar auf der Seele brannte. Zuletzt aber konnte sie es doch nicht mehr aushalten.

„Was ist denn mit Herrn Hegewald, Onkel?“ platzte sie mit einer Unbefangenheit heraus, die um so überzeugender wirken mußte, als sie dabei bis über die Ohren rot wurde. „Ist er krank?“

Stirnrunzelnd blickte Onkel Werkentin auf. „Krank? — Wieso?“

„Na, ich meine nur, weil er so — so hinfällig aussieht. Aber darin kann ich mich ja auch täuschen.“

Der Onkel schüttelte den Kopf. „Nein, krank ist er wohl nicht. Er ist bloß verrückt.“

„Um Gottes willen!“

„Jawohl. Seit vier oder fünf Tagen hat er den Verstand verloren. Eine spanische Tänzerin ist ihm in den Kopf gestiegen. Ich mache mich nachgerade schon auf das Schlimmste gefaßt, wenn dieser Lolita-Wahnsinn noch eine Weile anhält.“

Fräulein Lotte sagte zunächst gar nichts, und es war gut, daß der Onkel durch seine Kurzsichtigkeit verhindert wurde, wahrzunehmen, wie blaß sie geworden war. Sie hatte Messer und Gabel auf den Teller gelegt und die Hände in den Schoß sinken lassen. Onkel Werkentin dachte vielleicht schon wieder an etwas ganz anderes, als sie endlich das Schweigen wieder brach.

„Also Lolita heißt sie?“

„Wer? — Ach so, diese Spanierin! Jawohl: Lolita Olivarez. Sie tanzt im ‚Kolosseum‘. Und wenn man Hegewald von ihr sprechen hört, sollte man meinen, ein solcher Ausbund von Schönheit sei überhaupt noch nicht dagewesen.“

„Spricht er wirklich viel von ihr, Onkel?“

„Bis ich mir's endlich verbat, hat er überhaupt von nichts anderem geredet. Und wenn er nicht von ihr spricht, so denkt er doch ununterbrochen an sie. Auf seiner Schreibunterlage steht mindestens fünfzigmal in den zierlichsten Schriftzügen der Name Lolita. Und heute kam eine höchst wichtige Depesche, die für unseren Geschäftsfreund Friesicke in Landsberg bestimmt war, als unbestellbar zurück, weil er sie an Herrn Olivarez adressiert hatte. Ist das nicht, um aus der Haut zu fahren?“

„Ja, es ist schrecklich!“ hauchte Lotte. „Aber glaubst du nicht, daß — daß es vorübergeht?“

„Das weiß der Himmel. Heute hat er mir feierlich erklärt, dies sei die große Leidenschaft seines Lebens, und er werde durch sie entweder glücklich werden oder zugrunde gehen. Natürlich habe ich ihn ersucht, mich mit solchen Dummheiten zu verschonen, und seitdem behandelt er mich mit eisiger Kälte.“

Nun hatte Lotte ja die Erklärung dafür, weshalb Rudolf Hegewald sich neuerdings gesenkten Hauptes an der Hauswand entlang drückte, wenn er sie oben am Fenster wußte, und weshalb er nicht mehr zu ihr hinaufgrüßte. Er hatte es ja eigentlich gar nicht nötig, seine große Leidenschaft vor ihr zu verstecken, denn von Liebe war zwischen ihnen noch mit keiner Silbe die Rede gewesen, und über verstohlene Händedrücke oder beredte Blicke waren ihre Vertraulichkeiten niemals hinausgediehen. Ein Händedruck und ein Blick aber können für ein junges Mädchen doch recht viel bedeuten, und es war der armen Lotte darum nicht so sehr zu verübeln, wenn sie sich in diesem Augenblick schmählich verraten fühlte.

Ein stolzes und ein tapferes Mädel war sie indessen auch. Nachdem sie den ersten, niederschmetternden Eindruck verwunden hatte, ließ sich ihrem Aussehen und ihrem Benehmen nur noch sehr wenig von dem großen Kummer anmerken, der ihre Seele erfüllte. Gegen den Onkel zeigte sie sich sogar gerade heute von besonderer Zuvorkommenheit. Sie holte ihm nach dem Käse das Kistchen mit seiner Lieblingszigarre, noch ehe er einen Wunsch geäußert hatte, und während sie ihm dann das Zündhölzchen hielt, sagte sie leichthin: „Du fürchtest doch nicht, Onkel, daß Hegewald im Ernst beabsichtigt, diese Pepita oder wie sie sonst heißt, zu heiraten?“

„Daß er mit solchen Gedanken umgeht, ist sicher. Und die Spanierin ist allem Anschein nach eine sehr gefährliche Person — eine von denen, die sich kostbar zu machen wissen. Bis jetzt ist es ihm, wie er sagt, trotz aller Bemühungen noch nicht einmal gelungen, ein Wort mit ihr zu wechseln."

Lotte atmete auf. „Er kennt sie also nur vom Ansehen? Oh, dann kann es doch so schlimm noch nicht sein. Ich denke, diese Mädchen müssen einen Mann immer enttäuschen, sobald er ihre nähere Bekanntschaft macht."

„Na, darauf möchte ich mich denn doch nicht so ganz fest verlassen," meinte der Onkel. „Man hat auch Beweise vom Gegenteil. Ich vermute, diese Lolita verfolgt einen wohlüberlegten Plan, wenn sie vorläufig noch die Briefe des verblendeten jungen Mannes unbeantwortet läßt, die Annahme seiner Blumensträuße verweigert und ihm die Tür ihrer Wohnung verschließt. Je größer die Hindernisse, desto kostbarer der Preis. Und Hegewald hat von seinem Vater ein so hübsches Vermögen geerbt, daß es für eine herumziehende Gauklerin schon der Mühe wert ist, ihn als Ehemann einzufangen. Natürlich würde sie den armen, schwachen Jungen dann innerhalb weniger Jahre vollständig zugrunde gerichtet haben."

Lotte machte ein sehr energisches Gesicht. „Das darfst du nicht geschehen lassen, Onkel! Du hast mir so oft erzählt, wieviel Dank du deinem verstorbenen Teilhaber Hegewald schuldig bist, da mußt du die Schuld jetzt an seinem Sohne abtragen, indem du ihn vor einem so schrecklichen Unglück bewahrst."

„Wie soll ich denn das anfangen? Er läßt ja nicht mit sich reden!"

„Zunächst mußt du dir diese gefährliche Tänzerin

einmal ansehen und versuchen, Näheres über sie zu erfahren. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich ginge noch heute abend ins Kolosseum."

Davon wollte der etwas spießbürgerliche Onkel Werkentin zunächst durchaus nichts hören. Er sagte, daß er seit zwanzig Jahren nicht mehr in einem Varieté gewesen sei, und daß er einen wahren Abscheu vor diesen Stätten leichtfertiger Unterhaltung habe. Aber wenn sie es ernstlich wollte, verfügte Fräulein Lotte über eine geradezu unwiderstehliche Gabe der Überredung, und sie hatte den Onkel, ohne daß er es ahnte, ein wenig unter dem Pantoffel.

Eine Stunde später hatte er sich brummend und knurrend zum Theaterbesuch angekleidet, und Lotte versäumte nicht, ihm eigenhändig das Opernglas über die Schulter zu hängen, damit er sich Fräulein Lolita ja recht genau ansehe.

„Ich habe mir erzählen lassen, daß solche Bühnensterne bei scharfer Betrachtung immer sehr viel von ihrer angeschminkten und angemalten Schönheit verlieren," sagte sie. „Und es wird jedenfalls nichts schaden, wenn du Hegewald aus eigener Anschauung versichern kannst, daß auch seine angebetete Lolita davon keine Ausnahme macht."

— — — — — — — — — — — — — —

Gegen ihre Gewohnheit war Lotte noch nicht zur Ruhe gegangen, als der Onkel heimkehrte. Sie bemühte sich, sehr gleichgültig auszusehen. Aber als Werkentin wohl zehn Minuten lang im Zimmer auf und nieder ging, ohne ein Wort zu sprechen, ging ihre Verstellungskunst zuletzt doch in die Brüche.

„Nun, Onkelchen?" fragte sie. „Hast du dich gut unterhalten?"

„Großartig!" fuhr es ihm heraus. Aber er setzte

schnell hinzu: „Großartig — diese ikarischen Spiele der Brüder Ranudo. Ich hätte so was nie für möglich gehalten. Und die dressierten Kakadu — einfach zum Staunen!“

„Eigentlich bist du doch nicht wegen der dressierten Kakadu und der Brüder Ranudo ins Kolosseum gegangen, Onkel. Oder ist Fräulein Lolita Olivarez vielleicht gar nicht aufgetreten?“

Werkentin strich sich über die Stirn, wie wenn er sich erst darauf besinnen müßte. Dann sagte er obenhin: „Ja so — die Olivarez! Nun, sie ist nicht übel — gar nicht übel, das muß man ihr schon zugestehen. — Aber willst du denn heute gar nicht ins Bett gehen, Lotte?“

„Ich bin noch nicht müde. — Nicht übel, sagst du — aber doch wohl keine überwältigende Schönheit?“

„Ich weiß nicht — man könnte sie wohl auch eine überwältigende Schönheit nennen. Jedenfalls hat sie eine Grazie — wundervoll, einfach wundervoll!“

Fräulein Lottes Augen wurden tellerrund. „Aber, Onkel, du schwärmst ja förmlich! Hast du sie dir denn auch durch das Opernglas angesehen?“

„Selbstverständlich — bei meiner Kurzsichtigkeit! Außerdem hatte ich einen Platz in einer der ersten Reihen.“

„Was sich unter der Schminke verbarg, wirst du wahrscheinlich trotzdem nicht gesehen haben.“

„Ach was — Schminke! Dummes Zeug! Sie war überhaupt nicht geschminkt. Wenn man von der Natur so reich bedacht ist, hat man dergleichen Künste nicht nötig. — Aber ich verstehe gar nicht, weshalb dich diese spanische Tänzerin so sehr interessiert. Das sind Sachen, die für ein wohlerzogenes junges Mädchen überhaupt gar nicht existieren sollten.“

Der armen Lotte, die an solche Zurechtweisungen

nicht gewöhnt war, standen schon die Tränen in den Augen. „Aber du hast mir doch selbst von ihr erzählt, Onkel — und du warst so ungehalten, weil Hegewald —“

„Unsinn! Wenn ich beiläufig etwas Derartiges erwähnt habe, so ist das für dich noch lange kein Grund, dich mit der Person des Fräulein Lolita und mit meinem — mit Hegewalds Interesse für sie zu beschäftigen. Außerdem ist es halb zwölf vorbei, und ich ersuche dich nunmehr ernstlich, dich zur Ruhe zu begeben.“

Fräulein Lotte gehorchte stumm, und im Umkreis von mehreren Quadratmeilen gab es in dieser Nacht kein betrübteres Geschöpf als sie.

Natürlich schmollte sie am nächsten Tage mit dem Onkel; aber es fiel ihm gar nicht ein, sie nach der Ursache ihrer trotzigen Wortkargheit zu fragen. Seine Gedanken weilten offenbar bei ganz anderen Dingen. Während des Essens sah er wiederholt ungeduldig auf die Uhr, und er hatte kaum den letzten Bissen verschluckt, als er auch schon aufstand und das Mädchen beauftragte, ihm seinen schwarzen Anzug zurechtzulegen.

„Gehst du heute abend aus, Onkel?“ konnte Lotte sich nun doch nicht enthalten zu fragen.

„Ja — man hat mich zu einer Kegelpartie eingeladen. Es kann ziemlich spät werden, und du sollst in keinem Fall auf mich warten.“

Sie stand hinter der Fenstergardine, als der Onkel gegen die achte Stunde das Haus verließ. Er trug wieder das Opernglas über der Schulter, und Lotte suchte sich vergebens vorzustellen, wie man es wohl anfangen möge, unter Benützung eines Opernglases Kegel zu schieben. Aber freilich, wenn man so kurzsichtig war wie Onkel Werkentin — — —!

Am folgenden Vormittag erlebte sie das noch nicht Dagewesene, daß der Onkel, als er zum Frühstück aus

dem Kontor herübergekommen war, sich an den Flügel setzte und etwas phantasierte, daraus sie trotz aller Anstrengung ihres Gehörs nicht klug werden konnte.

„Eine sehr schöne Komposition, Onkel!" sagte sie, nachdem sie, ohne daß er es merkte, hereingeschlüpft war. „Aber was ist es denn eigentlich?"

Werkentin sprang auf und machte ein wütendes Gesicht. „Ein spanischer Tanz ist es. Aber du weißt, daß ich es nicht liebe, wenn man so hinter mir herumschleicht."

„Ich schleiche nicht herum. Und man konnte es doch bis in die Küche hören. — Gehst du heute abend wieder zum Kegeln, Onkel?"

„Nein. Ich habe eine Vereinssitzung," knurrte er. „Aber weshalb fragst du danach?"

„Weil ich dich um die Erlaubnis bitten wollte, dein Opernglas zu benützen. Frau Kustermann hat mich eingeladen, mit ihr und ihrer Tochter ins Schauspielhaus zu gehen."

„Tut mir leid, mein Kind — aber ich brauche es selbst. Leih dir doch eines vom Logenschließer, wenn dir deine guten Augen durchaus nicht genügen."

Fräulein Lotte wußte jetzt, was sie hatte wissen wollen, und große Entschlüsse reiften in ihrer Seele. Sie war an diesem Morgen Hegewald zufällig auf der Treppe begegnet, und er hatte sich mit scheuem Gruße an ihr vorbeigeschoben wie ein armer Sünder. Dabei hatte er so erbarmungswürdig blaß und verstört ausgesehen, daß sich ihr förmlich das Herz zusammengezogen hatte. Allem Anschein nach war er also wirklich auf dem besten Wege, an der großen Leidenschaft seines Lebens zugrunde zu gehen. Und wenn sie schon nicht die Macht hatte, ihn vor diesem Schicksal zu bewahren, so wollte sie nun wenigstens diejenige mit leiblichen Augen sehen,

deren verderbliche Schönheit das grenzenlose Unglück in ihr und Rudolf Hegewalds Dasein gebracht hatte.

Die Geschichte mit der Einladung der Frau Kustermann war natürlich Schwindel gewesen, und nicht das Schauspielhaus, sondern das Kolosseum war das Ziel, dem Fräulein Lotte in einer Autodroschke entgegenrollte, sobald Onkel Werkentin das Haus verlassen hatte. Allerdings war ihr nicht ganz wohl bei ihrem Unternehmen, denn wenn es herauskam, daß sie heimlich und ganz allein in einem Varieté gewesen war, so konnte sie sich auf eine schöne Strafpredigt gefaßt machen. An der Kasse bat sie denn auch zum stillen Vergnügen des Verkäufers um einen Platz, von dem aus man alles recht gut sehen könne, ohne selbst aufzufallen; weil er aber der niedlichen jungen Dame gern gefällig sein wollte, händigte er ihr die Anweisung auf einen Rücksitz in der Proszeniumsloge ein, der in der Tat vollständig den von Fräulein Lotte gestellten Anforderungen entsprach.

Sie war gerade zur rechten Zeit gekommen, denn ein Blick auf das Programm belehrte sie, daß schon die nächste Nummer die des Fräuleins Lolita Olivarez war. Immerhin hatte sie während der vorhergehenden Pause noch Muße genug, sich ein wenig im Zuschauerraum umzusehen, und da konnte sie denn die interessante Entdeckung machen, daß vorn an der Brüstung der gegenüberliegenden Loge Herr Rudolf Hegewald in Frack und weißer Halsbinde saß, während ihr kahlköpfiger Onkel Werkentin einen Mittelplatz in der ersten Parkettreihe innehatte und schon jetzt das Opernglas krampfhaft vor die Augen hielt, als fürchte er, daß ihm der große Augenblick von Fräulein Lolitas Auftreten verloren gehen könnte.

Da sie selbst sich ganz im Dunkeln hielt, konnte

glücklicherweise keiner der beiden ihre Anwesenheit wahrnehmen, und nun ertönte auch schon das Glockenzeichen, das den Beginn der vom Publikum allem Anschein nach mit besonderer Spannung erwarteten Programmnummer ankündigte. Das Orchester intonierte den spanischen Tanz, dessen charakteristisches Motiv Lotte nun schon aus der Klavierphantasie ihres Onkels kannte, und die Gardine rauschte auseinander.

Ein schlank und hoch gewachsenes, dunkeläugiges und dunkellockiges Wesen in glitzerndem spanischen Kostüm schwebte aus der Kulisse und bedankte sich lächelnd nach allen Seiten hin für den rauschenden Beifall, mit dem es empfangen wurde. Fräulein Lotte aber spürte einen heftigen Stich in der Gegend des Herzens; denn diese Nebenbuhlerin war in der Tat viel zu schön, als daß sie auf einen siegreichen Wettkampf mit ihr hätte hoffen dürfen. Der Onkel hatte nicht zuviel gesagt, wenn er in Tönen schwärmerischer Bewunderung von ihrer wundervollen Grazie gesprochen hatte. Obwohl es die erste spanische Tänzerin war, die Lotte Werkentin in ihrem Leben zu sehen bekam, war sie doch fest überzeugt, daß es keine ihresgleichen auf der Welt gab, und wenn nicht die Begleitumstände von einer für sie so traurigen Art gewesen wären, würde sie der anmutigen und temperamentvollen Darbietung sicherlich mit dem größten Entzücken gefolgt sein.

Da drangen ein paar einzelne Worte eines Gesprächs an ihr Ohr, das hinter ihrem Rücken halblaut in französischer Sprache geführt wurde. Sie wandte ein wenig den Kopf und gewahrte, daß zwei Herren in die Loge getreten waren, die lebhaft und sichtlich belustigt miteinander plauderten. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung aber — das hatte Lotte dank der in ihrem Genfer Pensionat erworbenen Sprachkennt-

nisse rasch heraus — war Señora Lolita Olivarez, und sie brauchte ihre kleinen Ohren nur noch ein bißchen schärfer zu spitzen, um alles zu verstehen, was die beiden über die schöne Tänzerin sprachen.

Erst war es ein hochgradiges Erstaunen und dann ein noch lebhafteres Vergnügen, was sich während dieses aufmerksamen Lauschens auf ihrem Gesicht spiegelte. Dann griff sie aufs neue nach dem Glase, das sie sich wirklich vom Logenschließer geliehen hatte, und ließ von nun an bis zu dem wirbelnden Schluß der Tanzproduktion ihre Augen nicht mehr von der reizenden Spanierin. Als sie abtrat, klatschte außer der Firma Hegewald & Werkentin wohl niemand im ganzen Hause so ungestüm als Fräulein Lotte, deren strahlende Augen und deren lächelnde Lippen nichts mehr von den Stürmen erraten ließen, die noch kurz vorher in ihrer Seele getobt hatten. Dann aber, als Señora Lolita sich zum letzten Male verneigt hatte, schlüpfte sie rasch aus der Loge und wandte sich an den Diener, von dem sie das Glas entliehen hatte, mit der Bitte, ihr um jeden Preis ein Stück Papier und einen Briefumschlag zu beschaffen. Das Zehnmarkstück, das sie ihm dabei in die Hand drückte, wirkte Wunder, und als sie ihm nach zehn Minuten das in einer Fensternische hastig hingeworfene Briefchen mit der dringenden Aufforderung einhändigte, es ohne jeden Zeitverlust der Señora Olivarez in ihrer Garderobe zu übergeben, durfte sie sich einer gewissenhaften Ausführung dieses Auftrages wohl versichert halten.

Auf eine Antwort aber wartete sie nicht, sondern fuhr unter Verzicht auf alle weiteren künstlerischen Genüsse geradeswegs nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war gegen zehn Uhr vormittags, als sich Herr Mielich, Werkentins langjähriger Hühneraugenoperateur, einstellte, um seines wichtigen und verantwortungsvollen Amtes zu walten, und Fräulein Lotte übernahm es, den Onkel aus dem Kontor herüberzuholen. Als sie den Flur betrat, der zu den Geschäftsräumen führte, blieb sie lauschend stehen, denn sie hatte den Klang erregter Stimmen vernommen, deren Tonfall auf eine nichts weniger als freundschaftliche Auseinandersetzung schließen ließ. Sie hörte ihren Onkel etwas von jugendlicher Torheit und unverantwortlichem Leichtsinn sagen, worauf Hegewald beinahe schreiend seine Antwort gab.

„Lassen Sie mich endlich mit Ihren Moralpredigten in Ruhe! Seit drei Tagen weiß ich ja, daß es nur der blasse Neid und die erbärmlichste Eifersucht sind, die aus Ihnen sprechen. Glauben Sie vielleicht, ich hätte Sie nicht Abend für Abend im Kolosseum sitzen sehen? Die Angestellten des Theaters fangen ja schon an, sich über Sie lustig zu machen. Aber nehmen Sie sich in acht. In dieser Sache verstehe ich keinen Spaß. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß es sich hier um die große Leidenschaft meines Lebens handelt. Und wenn Sie es wagen sollten, Ihre Wünsche bis zu Lolita Olivarez zu erheben —“

Er konnte die entsetzliche Drohung nicht mehr aussprechen, die er auf der Zunge gehabt haben mochte, denn Fräulein Lotte stand auf der Schwelle und meldete: „Du möchtest herüberkommen, Onkel! Der Hühneraugenschneider erwartet dich.“

Mit puterrotem Gesicht und mit einem letzten giftigen Blick auf seinen Teilhaber stürzte Werkentin zur Tür hinaus.

Lotte aber blieb, und mit einem Ausdruck schmerz-

lichen Vorwurfs wandte sie sich an den verlegen dastehenden jungen Mann: „Wie konnten Sie sich nur hinreißen lassen, Herr Hegewald, meinem würdigen Onkel solche Dinge zu sagen! Selbst Ihre große Leidenschaft, die ich vollkommen verstehe, kann das nicht entschuldigen."

Zerknirscht ließ er den Kopf noch tiefer sinken. „Ach, Fräulein Lotte, wenn Sie wüßten —"

„Ich weiß alles — und ich kann alles begreifen. Gestern habe ich sie ja gesehen."

„Wen?" fragte er überrascht. „Lolita?"

„Ja, Lolita! Und wenn ich ein Mann wäre, würde ich fortan keinen anderen Wunsch mehr haben als den, dies herrliche, unvergleichliche Geschöpf zu besitzen. Ich verstehe nicht, daß Sie noch immer zögern, sie sich im Sturm zu erringen."

Rudolf Hegewald sah aus wie einer, der nicht weiß, ob er seinen Ohren trauen darf. „Das — das sagen Sie mir, Fräulein Lotte — gerade Sie?"

„Warum sollte nicht gerade ich es Ihnen sagen?" erwiderte sie sehr ruhig. „Sie hören doch, daß ich selbst von Lolita Olivarez vollkommen hingerissen bin. Der Gedanke, sie dann vielleicht immer in meiner Nähe zu haben, versetzt mich geradezu in Entzücken."

„Oh, wie gut Sie sind! — Lotte, liebe, verehrte Lotte, können Sie mir denn auch verzeihen?"

„Ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich Ihnen zu verzeihen hätte. Unverzeihlich finde ich nur Ihr schwachmütiges Zaudern. Noch heute — noch in dieser Stunde sollten Sie hingehen, der Göttlichen Ihre Liebe zu gestehen."

„Ach, das habe ich brieflich ja schon dreimal getan. Aber sie gibt mir überhaupt keine Antwort, und in ihrer Wohnung wurde ich von einer widerwärtigen

alten Person jedesmal kurz abgewiesen. Fräulein Lolita empfinge keine Besuche, sagte sie, und warf mir die Tür vor der Nase zu. Einen rauflustigen Bruder scheint sie auch zu haben, denn einmal, während ich mit der alten Dame unterhandelte, sah ich im Hintergrund einen jungen Menschen auftauchen, der mich so durchbohrend ansah, als ob er mich auf der Stelle umbringen wollte."

„Um Gottes willen, sie ist doch nicht vielleicht schon verheiratet?"

„Nein. Ich habe mich bei ihrem Impresario erkundigt, und er hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß Lolita weder verlobt noch verheiratet ist. Aber sie ist offenbar schlimmer als eine Vestalin."

„Auch eine Vestalin bleibt nicht unerbittlich, wenn nur der Rechte kommt. Und davon, daß Sie der Rechte sind, müssen Sie sie eben durch die Glut Ihrer Leidenschaft überzeugen. — Liegt Ihnen etwas daran, sich meine Achtung und meine Freundschaft zu erhalten, Herr Hegewald?"

„Sehr viel liegt mir daran, Fräulein Lotte — unendlich viel. Außer Lolita gibt es kein Wesen auf der Welt, das ich aufrichtiger und inniger verehre als Sie."

„Dann tun Sie, was ich Ihnen sage. Werfen Sie sich ungesäumt in Ihren Bratenrock, bewaffnen Sie sich mit dem schönsten Rosenstrauß, den Sie auftreiben können, und fahren Sie zu Lolita. Wenn man Ihnen den Eintritt verweigern will, so greifen Sie mit einer verdächtigen Handbewegung nach Ihrem Zigarettenetui in der Brusttasche und erklären, Sie würden sich auf dem Fleck totschießen, sofern man Ihnen nicht Gelegenheit gäbe, mit Fräulein Lolita zu sprechen."

Hegewald sah nicht sehr überzeugt aus. „Und Sie

glauben wirklich, daß man mich daraufhin vorlassen wird?"

„Unfehlbar. Ich kenne doch mein Geschlecht. Mit dem zaghaften Schmachten und Winseln bringen Sie es zu gar nichts! Aber wenn Sie Leidenschaft und Entschlossenheit zeigen, garantiere ich Ihnen für den Erfolg."

Da raffte sich Rudolf Hegewald auf. „Wohlan, ich will Ihren Rat befolgen. Und bis an mein Lebensende werde ich Ihnen diesen Beweis edler Selbstverleugnung und hochherziger Teilnahme nicht vergessen. Ich bin überzeugt, daß man auf dem ganzen Erdenrund soviel Großmut nicht zum zweiten Male findet."

„Es freut mich, daß Sie mich endlich richtig erkannt haben," sagte Fräulein Lotte trocken. „Und nun schieben Sie die Ausführung Ihres Vorhabens nicht länger hinaus. Dem Mutigen gehört die Welt. Meine besten Wünsche werden Sie begleiten."

— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später trat Rudolf Hegewald wieder über die Schwelle des Privatkontors. Er sah sehr gedrückt aus und hielt einen prachtvollen Rosenstrauß in der Hand, den er behutsam auf einem Stuhl unterbrachte, ehe er zögernd und beklommen auf seinen finster blickenden Teilhaber zutrat, um ihm die Hand entgegenzustrecken.

„Verzeihen Sie mir, lieber Werkentin! Ich bekenne, daß ich alle Ihre Vorhaltungen verdient und daß ich mich wie ein rechter Einfaltspinsel benommen habe."

Verwundert und noch immer etwas mißtrauisch schob Werkentin die Brille in die Höhe. „Ja, was ist denn los? Haben Sie sich vielleicht von Ihrer angebeteten Lolita einen Korb geholt?"

Hegewald lachte höhnisch. „Es hat sich was mit

Lolita. Wissen Sie, wer diese Tänzerin in Wirklichkeit ist?“

„Nein. — Wie soll ich das wissen?“

„Ein Mann ist sie — ein richtig gehender junger Mann von achtzehn Jahren! — Machen Sie nicht ein so ungläubiges Gesicht —. ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt. Na, Hand aufs Herz, sind wir nicht beide ein paar rechte —“

„Esel gewesen — wollen Sie wohl sagen? Nun, ich will nicht widersprechen, obwohl — obwohl auf meiner Seite natürlich nur ein rein künstlerisches Interesse vorlag. Aber wie sind Sie denn eigentlich hinter diesen unerhörten Betrug gekommen?“

„Ich war des zaghaften Schmachtens und Winselns überdrüssig geworden und wollte ein Ende machen. Als ich mit Totschießen drohte, ließ man mich vor. Und die alte Dame flehte mich himmelhoch an, keinen Skandal zu machen, weil dadurch die ganze Laufbahn ihres — Sohnes zerstört werden könnte. Jawohl, ihres Sohnes, der ebensowenig ein Mädchen als ein Spanier ist, sondern der sein weibisches Aussehen und seine weibische Geschmeidigkeit dazu benützt, die Welt in der Maske einer reizenden Tänzerin an der Nase herumzuführen. Sie ließ ihn hereinkommen, und sobald er die schwarze Lockenperücke der Lolita auf seinen kurzgeschorenen Schädel gestülpt hatte, stand die Vergötterte leibhaftig vor mir.“

„Wodurch Sie, wie ich hoffe, mit einem Schlage von der ‚großen Leidenschaft Ihres Lebens‘ geheilt wurden.“

„Das will ich meinen. — Ich machte, daß ich mit meinem Zwanzigmarkstrauß wieder fortkam und versprach den Leuten gerne, meine Entdeckung nicht an die große Glocke zu hängen. Denn am Ende wäre es

doch recht zweifelhaft, ob wir dabei die Lacher auf unserer Seite hätten."

„Erlauben Sie — was mich betrifft, so sagte ich bereits, daß bei mir nur ein rein —"

„Ein rein künstlerisches Interesse — jawohl, ich weiß, ich weiß. Wir wollen das nicht weiter untersuchen, zumal die Sache doch noch eine andere, recht bedenkliche Seite hat."

„Eine bedenkliche Seite — wieso?"

„Ehe ich es Ihnen sage, müssen Sie mir feierlich versprechen, Fräulein Lotte deshalb keine Vorwürfe zu machen. Sie hat mir nämlich anvertraut, daß sie gestern heimlich im Kolosseum gewesen ist. Und da hat sie sich augenscheinlich in die schöne Lolita ebenso sterblich verliebt wie Sie und ich. Solange die Tänzerin ein Weib war, hatte das ja nicht viel zu bedeuten; seitdem sie aber ein Mann geworden ist — Sie werden mich verstehen, lieber Werkentin!"

„Das Teufelsmädel! Sie war in dem Varieté? Und da hat sie mich möglicherweise gesehen! Hat sie keine Andeutung in diesem Sinne gemacht?"

„Nein. Aber Sie begreifen nun wohl, daß sie nichts von der Wahrheit über die schöne Spanierin erfahren darf. Ich könnte es einfach nicht ertragen, wenn sie sich am Ende allen Ernstes in diesen maskierten Jüngling verliebte."

Werkentin lächelte spöttisch. „Aber, lieber Hegewald, das kann Ihnen doch an und für sich gleichgültig sein. Meines Wissens bestehen zwischen meiner Nichte und Ihnen ja keinerlei Beziehungen, die —"

„Lassen Sie mir Zeit, verehrter Freund! Weil ich in diesen letzten acht Tagen ein Narr gewesen bin, darum brauche ich es doch nicht immer zu bleiben. Jedenfalls habe ich Fräulein Lotte bisher nicht gekannt, wie

ich sie heute kennen gelernt habe. Und ich werde sehr glücklich sein, wenn es mir gelingt, ihre Verzeihung zu gewinnen."

— — — — — — — — — — — — — —

Werkentin hatte gewiß die besten Vorsätze, seiner Nichte nichts zu verraten. Aber er saß ihr an diesem Nachmittag noch nicht eine Viertelstunde lang am Eßtisch gegenüber, als sie schon alles aus ihm herausgebracht hatte, was sie zu erfahren wünschte. Die große Wirkung jedoch, die er von seiner Enthüllung erwartet haben mochte, blieb vollständig aus.

Da warf sich Fräulein Lotte in ihren Stuhl zurück und sagte mit übermütigem Lachen: „Aber bist du denn noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, Onkelchen, daß das alles mein Werk sein könnte? Gestern abend wurde ich in meiner Loge zufällig Ohrenzeugin eines Gespräches zwischen zwei Herren, von denen der eine offenbar der Impresario der schönen Lolita war, und die allem Anschein nach der Meinung waren, daß außer ihnen kein Mensch hier Französisch versteht. Da wurde mir das große Geheimnis von Fräulein Lolitas wirklichem Geschlecht offenbar, und als ich sie dann recht lange und aufmerksam durch mein Opernglas betrachtete, vermochte ich kaum noch zu begreifen, daß ich mich vorher hatte täuschen lassen. Aber wenn Herr Hegewald von seiner ‚großen Leidenschaft' gründlich kuriert werden sollte, mußte die Kur eine kräftige sein. Deshalb schickte ich der angeblichen Tänzerin eine Karte in die Garderobe mit der Aufforderung, den jungen Mann, der morgen zum Zwecke einer Liebeserklärung bei ihr erscheinen würde, in unzweideutigster Weise über die Gründe für die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung aufzuklären, widrigenfalls ich dafür sorgen würde, daß alle Bewunderer der

schönen Lolita von der Täuschung Kenntnis erhielten. Heute vormittag habe ich den armen Hegewald dann selbst zu seiner Brautwerbung aufgestachelt. Und wenn er's verlangt, bin ich mit Vergnügen bereit, ihm das für den Rosenstrauß verauslagte Geld zu ersetzen."

„Teufelsmädel!" sagte der Onkel noch einmal. Und mit einem pfiffigen Augenzwinkern fügte er hinzu: „Daß er einen solchen Ersatz von dir verlangen wird, glaube ich nun zwar kaum. Auf die eine oder die andere Art aber wirst du ihm doch wohl Revanche geben müssen für seine zerstörte ‚große Leidenschaft'. Leute von seiner Art müssen eine Liebeserklärung, die sie einmal auf der Zunge haben, unbedingt irgendwie loswerden — und ich fürchte — ich fürchte —"

Fräulein Lotte machte eine abwehrende Bewegung, aber sie lachte noch immer.

„So leicht, wie er sich's vorstellen mag, geht das nicht. Aber meinetwegen magst du ihm immerhin ein bißchen Hoffnung machen, daß ich vielleicht nach Jahr und Tag Gnade für Recht ergehen lassen werde. — Voraussetzung dafür ist allerdings, daß er feierlich gelobt, das Kolosseum nie mehr zu besuchen — und daß er dich auf keinen ‚Kegelabend' und in keine ‚Vereinssitzung' begleitet, zu denen man notwendig ein Opernglas mitnehmen muß."

„Punktum — Streusand drauf!" sagte der Onkel.

Pflanzen als Wüstenbrunnen

Von Loth. Brenkendorff

Mit 9 Bildern (Nachdruck verboten)

Jeder Naturfreund, der sich aus Liebhaberei mit der Kakteenzucht befaßt, weiß, daß diese seltsam gestalteten Naturgebilde zu den anspruchslosesten Pflanzen gehören und eigentlich so gut wie gar keiner Pflege bedürfen. Dabei handelt es sich in unserem Klima immer nur um künstlich herangezogene, kleine und zarte Exemplare, die von der Beschaffenheit der unter ihren natürlichen Daseinsbedingungen frei wachsenden Pflanze nur eine sehr unzulängliche Vorstellung gewähren können. Es fällt bei ihrem Anblick in der Tat schwer, daran zu glauben, daß die Kakteen in ihrer Heimat vielfach zu den imposantesten Riesen der Pflanzenwelt gehören, und daß sie als das einzige ausdauernde Gewächs großen Gebieten ihr charakteristisches landschaftliches Gepräge verleihen.

Auch von der Mannigfaltigkeit ihrer äußeren Gestalt machen wir uns trotz der Reichhaltigkeit mancher europäischen Sammlungen kaum einen zutreffenden Begriff. Bilden doch die Kakteen eine der artenreichsten Pflanzenfamilien. Man kennt ihrer bereits mehr als achthundert, und die Zahl der Nebenformen ist Legion.

Bis auf eine Unterart von Rhipsalis gehören sie ausschließlich Amerika an. Dort aber ist ihr Verbreitungsgebiet von ungeheurer Ausdehnung, denn es erstreckt sich bis zum 56. Breitengrade nördlich vom Äquator (Kanada) und bis zum 50. Breitengrade südlich (Patagonien). Die Häufigkeit des Vorkommens innerhalb dieser äußersten Grenzen ist allerdings eine sehr verschiedene, denn die Kaktuspflanze bevorzugt baumlose, steinige, sonst unfruchtbare Standorte, und auf andauernd feuchtem Boden kann sie nicht gedeihen.

Darum findet sie sich nirgends zahlreicher als in den öden, fast vegetationslosen Hochebenen von Mexiko und in den sandigen, wüstenartigen Landstrichen an der Westküste von Südamerika. Dort erscheint sie in all

Erschließung der Wasservorräte eines Echinokaktus.

den wunderlichen, manchmal geradezu phantastischen Gestalten, die wir in winziger Wiederholung zuweilen in den Treibkästen unserer Kakteenliebhaber anstaunen: als ungeheure Kugeln oder Walzen, als vieleckige Säulen, als Büsche mit blattartig verbreiterten einfachen oder gegliederten Ästen, als ein dichter Stachel-

rasen, als langgestreckte, kriechende oder kletternde Schlangen, als binsenartige oder belaubte Sträucher und Bäume. Ihre Blüten sind oft von erstaunlicher Größe

Echinokaktus als Wüstenbrunnen.

und berückender Farbenpracht; viele von ihnen zeichnen sich außerdem durch einen starken Wohlgeruch aus.

Die Stengel der Kakteen sind durchweg sehr fleischig und saftreich, und einzig diesem Umstande hat die Pflanze ihre außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen andauernde Trockenheit zu verdanken.

Wenn während der lange anhaltenden, völlig regen-

losen heißen Jahreszeit alle anderen Gewächse dem Untergange geweiht sind, bewahrt der Kaktus seine volle Frische. Er kann der Feuchtigkeitszufuhr von

Cereus giganteus.

außen entraten, weil er in den Hohlzellen seiner fleischigen Stengel Wasservorräte aufgespeichert hat, die vollkommen hinreichen, ihm über die lange Dürre hinwegzuhelfen. Den mexikanischen Indianern wie den Eingeborenen Südamerikas war dieser reiche

Wassergehalt der Kakteen von alters her bekannt, und sie haben sich darum von jeher des Saftes vieler Kaktusarten zur Stillung ihres Durstes bedient. Die bei-

Cephalocereus macrocephalus.

gefügten Abbildungen zeigen einige jener Kakteen, die man mit gutem Recht als pflanzliche Wüstenbrunnen bezeichnen kann, wenn auch nicht alle der hier dargestellten Pflanzen eine für den Menschen genießbare oder zuträgliche Flüssigkeit enthalten.

Besonders beliebt bei den Papagoindianern Mexikos ist der von ihnen „Bisnaga“ genannte Echinokaktus, der bis zu 1$^1/_2$ Meter hoch wird und eine kugelige

Pilocereus fulviceps.

oder eiförmige Gestalt hat. Um zu seinem nach ihrer Behauptung sehr wohlschmeckenden Wasservorrat zu gelangen, schneiden sie, wie es der Indianer auf unserem Bilde getan hat, die obere Kuppe der mit unzähligen Stacheln bewehrten Pflanze ab und durchstoßen die

darunterliegende Rindenschicht. Die darunter aufgespeicherte Flüssigkeitsmenge ist oft sehr groß und jedenfalls in allen Fällen ausreichend, selbst den unersättlichsten Durst einer ganzen Anzahl von Männern zu stillen.

Blühender Riesenkaktus.

Die schönsten oder doch wenigstens imposantesten Kakteen sind ohne Zweifel die Cereusarten, von denen einige, wie der Cereus giganteus, eine Höhe von 10 Metern und darüber erreichen können. Sie bilden runde oder vieleckige Stämme und stehen gewöhnlich in größeren Gruppen beisammen, indem einer Wurzel zehn, zwölf oder noch mehr Stämme entspringen. Man hat bisher ungefähr zweihundert Cereusarten

gezählt, von denen die meisten dem tropischen Südamerika und Kalifornien angehören. Ihre schönen Blüten erreichen oft eine Länge von 18 bis 20 Zentimetern und sind mitunter so zahlreich, daß sie die schlan-

Echinocactus flavescens.

ken, kerzengerade aufstrebenden Säulen von oben bis unten bedecken. Ihre Früchte ähneln, namentlich im getrockneten Zustande, den Feigen und haben auch einen ganz ähnlichen, süßlich aromatischen Geschmack. Das im Innern der Stämme aufgespeicherte Wasser ist jedoch für den Menschen wegen seiner Bitterkeit

ungenießbar, während es von den Nagetieren häufig zur Stillung ihres Durstes benützt wird.

Bei einigen Kakteen von großem Wassergehalt, wie bei dem von ihnen „Guarequi" genannten Cereus, gilt den Indianern der Saft übrigens als geradezu giftig, und es würde darum einem mit den Besonderheiten

Querschnitt durch einen saftreichen Kaktus.

der einzelnen Kaktusarten nicht vertrauten Reisenden sehr zu widerraten sein, aufs Geratewohl eine beliebige Pflanze zum Zwecke einer Kostprobe anzuschneiden.

Für ganz besonders ergiebig und durchaus unschädlich gelten außer den bereits genannten noch der Cephalocereus macrocephalus und der daneben noch durch große Schönheit ausgezeichnete Pilocereus fulvi-

ceps, von dem wir ein in der Nähe von Tehuacan gewachsenes Prachtexemplar im Bilde festgehalten haben. Bei diesen Arten bildet übrigens der Stamm nicht eine gleichmäßige fleischige Masse, sondern die lockeren, wasserhaltigen Zellen stellen nur eine dicke Rindenschicht dar, während der Kern von holziger Beschaffen-

Querschnitt durch einen entleerten Kaktus.

heit ist. Dieses Holz ist zwar sehr leicht, aber außerordentlich zäh und widerstandsfähig, so daß es zu den verschiedensten Zwecken benützt werden kann.

Sehr häufig ist in der Umgebung von Tehuacan auch der kugelige Echinocactus flavescens, der wegen seiner besonders langen und scharfen Stacheln von den meisten Tieren gemieden wird, dem Menschen aber

oft gute Dienste leistet, weil er viel saftreicher ist als die Mehrzahl der in Säulenform wachsenden Katteen. Ob eine Pflanze noch ihren vollen Wasservorrat besitzt oder schon mehr oder weniger ausgetrocknet ist, läßt sich übrigens schon von außen ohne Mühe erkennen. Das Aufquellen des fleischigen Innern bedingt nämlich eine Zunahme des Umfanges, die sich in einer gewissen Abflachung der Oberfläche infolge der weiter auseinandergezogenen Kanten und Erhöhungen bemerkbar macht. Die beiden Querschnitte durch einen wasserreichen und einen wasserarmen Kaktus, die unsere letzten Abbildungen zeigen, geben diese Verschiedenheit in sehr anschaulicher Weise wieder. Ein Eingeborener kommt darum kaum jemals in die unangenehme Lage, sich nutzlos an einer Stachelpflanze abgemüht zu haben, von der er Sättigung seines Durstes erhoffte.

Zu den Nutzpflanzen im eigentlichen Sinne gehören ja die Katteen nicht, da ihre Ausbeutung als „Brunnen der Wüste“ selbstverständlich nur von untergeordneter Bedeutung ist. Abgesehen von dem Ertrag an eßbaren Früchten, von der oben erwähnten Verwendung des hölzernen Kernes mancher Arten und von der gelegentlichen Anpflanzung zum Zwecke der Herstellung eines vollkommen undurchdringlichen Stachelzaunes, spielen sie keine Rolle im Haushalt des Menschen. Die einzige Ausnahme bilden einige Opuntiaarten als Nährpflanzen der Scharlachlaus, die uns die wertvolle Koschenille liefert.

❖

Der Weltkrieg

Zehntes Kapitel

Mit 9 Bildern **(Nachdruck verboten)**

Seit langem trug sich die deutsche Heeresleitung mit der Absicht, die taktisch ungünstige Lage des Gegners in dem Abschnitt östlich von Ypern zu einem Vorstoß auszunützen. Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg, der diese Aufgabe zugewiesen war, konnte aber an ihre Verwirklichung erst nach dem Eintreffen von Verstärkungen gehen.

Der Hauptangriff mußte gegen den Yserkanal angesetzt werden, um den Ausgang des Sackes, in dem sich der Feind östlich von Ypern befand, allmählich zuzuschnüren und damit die rückwärtigen Verbindungen zu bedrohen. Südlich von Ypern waren die deutschen Stellungen bis auf 4 Kilometer gegen die Stadt vorgeschoben, während sie im Norden doppelt so weit von ihr entfernt waren. Da es sich darum handelte, den Gegner möglichst lange im östlichen Teil des Sackes festzuhalten, durfte der Hauptangriff nicht zu weit nach Osten ausgedehnt werden, und gleichzeitig mußten die übrigen Teile der Einschließungslinie die ihnen gegenüberstehenden feindlichen Truppen zu beschäftigen suchen.

Nach umfassenden Vorbereitungen brachen die deutschen Streitkräfte zunächst aus der Linie Steenstraate—Langemarck vor. Der völlig überraschte Feind überließ ihnen seine erste und zweite Stellung und floh in westlicher Richtung über den Kanal und von dort nach Süden. Nur bei Steenstraate leistete der Feind kräftigen Widerstand, aber dennoch gelang es, den Ort zu nehmen und hier, ebenso wie bei Het Sas, mit einem Teil der Truppen das linke Kanalufer zu gewinnen. Der Ausgang des Sackes wurde damit wesentlich verengert.

Es war zu erwarten, daß die Verbündeten versuchen würden, das verlorene Gelände wiederzugewinnen. Zunächst setzten die feindlichen Gegenangriffe mit schwächeren Kräften ein. Zwei Vorstöße, von zwei französischen Regimentern und einem englischen Bataillon getrennt unternommen, brachen vor den schnell ausgebauten deutschen Stellungen zusammen. An den folgenden Tagen dehnten sich die Kämpfe weiter nach Osten aus, indessen war der Hauptstoß stets von neuem gegen den Westabschnitt gerichtet. Der Feind zog über Ypern Verstärkungen heran, die auf zwei englische und eine bis zwei französische Divisionen zu schätzen waren. Der Angriff einer englischen Division wurde unter schwersten Verlusten für diese abgeschlagen. Zwei Tage darauf wurden fünf englische Bataillone westlich von Saint-Julien durch Seitenfeuer der Maschinengewehre fast bis auf den letzten Mann vernichtet.

Ein stärkerer Angriff wurde weiterhin von einem englischen Armeekorps zwischen den Straßen von Pilkem nach Ypern und Saint-Julien unternommen. Er wurde blutig abgewiesen, und 3000 Engländer blieben tot auf dem Platz. Nach mehreren anderen Vorstößen stellte ein französischer Angriff auf den Westabschnitt den letzten Versuch des Gegners dar, den Verlust wettzumachen. Aber auch hier scheiterte sein Vorgehen. Das Gesamtergebnis aller dieser Kämpfe war die Gefangennahme von 5000 Engländern und Franzosen und die Erbeutung von 65 Geschützen, darunter 4 schweren englischen Kanonen, wogegen von den Feinden kein Fuß des verlorenen Geländes zurückerobert wurde.

Anderseits war es den deutschen Truppen gelungen, die eigenen Linien langsam in die Gegend von Saint-Julien vorzuschieben. Von großer Wirkung zeigte sich

dabei das Feuer der deutschen Artillerie, das sich außer auf die feindliche Front gegen die rückwärtigen Ver-

Ansicht von Ypern.

bindungen sowie auf Ypern richtete und sogar den 12 Kilometer westlich dieser Stadt gelegenen Etappen-

hauptort Poperinghe erreichte. Der ganze Raum, der die Stellungen des Gegners umschloß, wurde durch das deutsche Artilleriefeuer von drei Seiten beherrscht, was verheerende Brände in Ypern und Umgebung zur Folge hatte. Eine namenlose Bestürzung rief endlich die Beschießung Dünkirchens durch die deutschen Riesengeschütze hervor.

Inzwischen hatten sich am Kanal zwischen Steenstraate und Het Sas, unabhängig von den bisher geschilderten, selbständige Kämpfe entwickelt. Nach dem Festsetzen der deutschen Truppen auf dem linken Kanalufer war es ihre nächste Aufgabe, die gewonnenen Stellungen zu einer zusammenhängenden Linie auszubauen. Diesem Bestreben setzte der Feind heftigen Widerstand entgegen. Es entbrannten, besonders westlich von Steenstraate, schwere nächtliche Kämpfe, in denen die deutschen Truppen das Dorf Lizerne vor dem rechten Flügel der Front stürmten.

Der Vorstoß über den Kanal veranlaßte aber den Gegner in den folgenden Tagen, gegen die verhältnismäßig schmale deutsche Front bedeutende Verstärkungen heranzuziehen, die für die entscheidenden Kämpfe in dem Sack östlich Ypern verloren gingen. Gegen die kräftigen Angriffe des Gegners hatten unsere Truppen einen schweren Stand. Den Brennpunkt bildete das Dorf Lizerne, dessen vorgeschobene Lage es den feindlichen Batterien ermöglichte, den Ort durch konzentrisches Feuer so völlig zuzudecken, daß der Entschluß gefaßt wurde, ihn freiwillig zu räumen und die Besatzung in den rückwärts gelegenen, stark ausgebauten Brückenkopf auf dasselbe Kanalufer zurückzunehmen. Hierauf gelang es dem Gegner, in einen kleinen Teil der deutschen Front bei Het Sas vorübergehend mit schwachen Kräften einzudringen, die indessen bald

durch voreilende Reserve zurückgeworfen wurden. Bei einer Wiederholung dieses Angriffes suchte der Gegner vergeblich durch einen gleichzeitigen Vorstoß durch Turko und Zuaven auf dem östlichen Ufer längs des Kanals den Frontalangriff zu erleichtern.

Mit Stroh gedeckte Unterstände für Pferde an der Westfront.

Der neue deutsche Angriff erstreckte sich nunmehr auf die Nord- und Nordostfront. Im Westen kam er in der Mitte südlich Saint-Julien, in dem Abschnitt zwischen dem westlich des Dorfes gelegenen Wäldchen und der Straße Langemarck—Zonnebeke vorwärts. Es wurde hier Gelände in einer Tiefe von ½ bis 1 Kilometer gewonnen und die Straße Mosselmarkt—Fortuin erreicht. Der Häuserkampf in dem letztgenannten Orte endete mit dem deutschen Sieg. Zu beiden Seiten

dieses Angriffsstreifens entwickelten sich ebenfalls hartnäckige Kämpfe, in denen die deutschen Truppen nur sehr langsam Boden gewannen. Trotz heftiger feindlicher Gegenangriffe schob sich aber unsere Linie weiter vor. In kühnem Sturm entrissen württembergische und sächsische Bataillone den Engländern das als Stützpunkt stark ausgebaute Wäldchen nördlich von 'sGravenstafel, den Eckpfeiler im Schnittpunkt der feindlichen Nord- und Ostfront.

Der starke Druck des von der gesamten Artillerie gestützten deutschen Angriffs verfehlte nicht seine Wirkung auf die Entschlüsse des Gegners. Wieder war der Sack, in dem er sich befand, enger geworden, und mit dem weiteren Fortschreiten des deutschen Angriffs wuchs die Gefahr, daß die am weitesten nach Osten vorgeschobenen Teile nicht mehr rechtzeitig zurückgenommen werden konnten. Schon hatten Flieger den Rückmarsch kleinerer Abteilungen in westlicher Richtung und die Fertigstellung des feindlichen Brückenkopfes dicht östlich Ypern gemeldet.

In der folgenden Nacht baute der Gegner ab. Seine ganze Nord-, Ost- und Südfront zwischen Fortuin, Broodseinde, Klein-Zillebeke gab er in einer Breite von 15 Kilometern auf und überließ den überall sofort nachdrängenden deutschen Truppen Gelände in einer Tiefe von ½ bis 3 Kilometern. Es waren seit langem nicht mehr gesehene Bilder des Bewegungskrieges, als die deutschen Schützenlinien, von geschlossenen Abteilungen gefolgt, die flandrische Landschaft belebten, lange Artillerie- und Munitionskolonnen im Trabe nachgezogen wurden und Reserven in grünen Wiesen und verlassenen englischen Stellungen lagen. Überall in dem vernichteten Landstrich waren die gewaltigen Wirkungen unserer Kampfmittel zu sehen.

Soldatenlager in Erdhütten bei Neuville.

Im westlichen und mittleren Abschnitt ihrer Nordfront, wie in den westlichsten Teilen ihrer Südfront behaupteten die Verbündeten ihre Stellungen mit zähem Widerstand, um den Rückzug der übrigen Teile zu decken. Diese setzten sich erneut südwestlich Fortuin—Franzenberg—Eksternest—Zillebeke fest.

Östlich von Ypern schritt nunmehr der deutsche Angriff derartig fort, daß die Orte Zevecote, Zonnebeke sowie die Gehöfte und Waldhügel von Westhoek, Polygoneveld und Nonne Bosschen in deutschen Besitz gelangten. Die weiteren Stürme auf die feindliche Stellung erfolgten im Südosten. Von den genommenen Punkten haben die größte Wichtigkeit Eksternest und das Gehöft Het Pappotje. Es liegt südöstlich von Zillebeke in einem Wäldchen auf der vielgenannten Höhe 60. Infolge der errungenen Fortschritte wurden die Engländer gezwungen, sich auf den Brückenkopf bei Ypern zurückzuziehen.

Die abermals angekündigte große französische Offensive wendete sich mit vier Armeekorps gegen Carency nördlich von Arras, die Lorettohöhe sowie Souchez und Neuville. Zwar gelang es dem Gegner, das bereits von drei Seiten umklammerte Carency zu nehmen, aber seine Verluste waren hierbei ungeheuer. Die Angriffe auf die Lorettohöhe, Souchez und Neuville scheiterten sämtlich.

* * *

Nachdem die deutschen Pioniere eine Schiffsbrücke über die Memel bei Tilsit geschlagen hatten, begann der Vormarsch in die Gouvernements Kowno und Kurland. Der Widerstand der überraschten Russen war gering. Erst bei der Kreisstadt Szawle, wo sich die große Reichsstraße Tauroggen—Mitau und die Bahnlinien

Libau—Wilna und Libau—Dwinsk schneiden, kam es zu einem achtstündigen Durchgangsgefecht, in dem die

Beim Frühstück in einem kurländischen Bauerngehöft.

deutschen Truppen, obgleich sie fast ohne Ruhepause einen Marsch von 80 Kilometern zurückgelegt hatten, den Sieg davontrugen. Bei ihrem Abzug setzten die

Russen große Holzvorräte in Brand, die bei dem herrschenden Nordweststurm einen Teil der Stadt in Asche legten.

Einen für die Stärkung der Operationsbasis wichtigen Erfolg bedeutete die Einnahme des Hafenplatzes Libau, von dem schon eine Woche vorher zahlreiche Einwohner, die einen Angriff der deutschen Flotte befürchteten, nach Riga geflüchtet waren.

Die Russen suchten durch einen Vorstoß von der Njemenlinie her den deutschen Vormarsch zu stören. Doch wurden ihre Streitkräfte, die von Kowno aus bis Rossijeny vordrangen, geschlagen. —

Ohne daß die Russen davon Kenntnis erhielten, waren inzwischen große deutsche Truppenmassen nach Westgalizien befördert worden, die dem Befehl des Generals v. Mackensen unterstellt wurden und dazu ausersehen waren, die russische Front zwischen dem Karpathenkamm und dem mittleren Dunajec im Verein mit den benachbarten österreichisch-ungarischen Heeresteilen zu durchbrechen. Unter den größten Mühseligkeiten mußte an verschiedenen Punkten die Munition auf Tragtieren herangeschafft werden, und vielfach wurde es nötig, die Batterien und Wagenzüge auf Knüppeldämmen vorwärts zu bringen.

Die russischen Stellungen waren seit fünf Monaten höchst kunstvoll ausgebaut. Stockwerkartig lagen sie auf steilen Bergkuppen übereinander, und die Hänge waren mit Hindernissen aller Art förmlich bespickt. An einzelnen für die Russen besonders wichtigen Geländepunkten waren bis zu sieben Schützengräbenreihen hintereinander angelegt. In den Nächten, die dem Sturm vorangingen, schob sich die Infanterie näher an den Feind heran und baute die Sturmstellungen aus. In der Nacht vor dem Sturm feuerte die Artillerie schwach

Deutsche Artillerie beim Überschreiten des Dunajec.

auf die feindlichen Anlagen, während die Pioniere in den Feuerpausen die Drahthindernisse zerschnitten.

Am frühen Morgen des Sturmtages setzte auf der ausgedehnten Durchbruchsfront ein überwältigendes Artilleriefeuer von rund 1500 Geschützen ein, das vier Stunden ununterbrochen andauerte. Plötzlich schwiegen die Feuerschlünde, und im gleichen Augenblick stürzten sich die Schwarmlinien und Sturmkolonnen auf die russischen Stellungen. Zumeist verließ der Feind, sobald die Infanterie der Verbündeten an den Gräben anlangte, in kopfloser Flucht die Gewehre fortwerfend, die Befestigungen. An einer Stelle durchschnitt er selbst die Drahthindernisse, um sich den Angreifern zu ergeben.

Auch in den zweiten und dritten Stellungen leistete er vielfach nur matten Widerstand, dagegen wehrte er sich an anderen Punkten verzweifelt. Unter anderem griffen bayerische Regimenter mit österreichisch-ungarischen Truppen den 250 Meter hohen Zameczykoberg, der eine wahre Festung bildete, an, wobei sich ein bayerisches Infanterieregiment unvergleichlich auszeichnete. Links von den Bayern stürmten schlesische Regimenter die Höhen von Sekowa und Sokol. Junge Regimenter entrissen dem Feind die hartnäckig verteidigte Friedhofshöhe von Gorlice und den zäh gehaltenen Eisenbahndamm von Komienitza. Von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberten galizische Bataillone die steilen Höhenstellungen des Pustkiberges, während ungarische Truppen in heißem Kampf die Wiatrowkahöhen nahmen. Preußische Garderegimenter warfen die Russen aus den Höhenstellungen östlich Biala und stürmten bei Staszkowka sieben hintereinander gelegene, erbittert verteidigte Linien.

Der Durchbruch der russischen Front führte sodann

dazu, daß das östliche Ufer des Dunajec gewonnen wurde. Österreichisch-ungarische Truppen waren es, die den Dunajecübergang erzwangen.

Hiermit nahm die Durchbruchsschlacht ihren weiteren Fortgang. War doch erst die vorderste Hauptstellung

Abbeförderung erbeuteter russischer Gewehre.

der Russen gefallen, und hatten diese doch bis zur Wisloka, das ist auf einer Strecke von etwa 30 Kilometern, noch drei weitere mehr oder weniger stark ausgebaute befestigte Stellungen vorbereitet. In der russischen zweiten Hauptstellung fanden die Verbündeten wenig Widerstand. Es kam hier vielfach nur zu Nachhutgefechten. Größere Kämpfe fanden an ver-

einzelten Stellen, vor allem an Punkten statt, wohin der Feind von rückwärts her Verstärkungen herangeholt hatte. Diese Kämpfe endeten allgemein damit, daß auch die Verstärkungen mit in den Strudel des Rückzuges gezogen wurden. Bald standen die verbündeten Truppen vor der dritten Hauptstellung des Feindes. Die Truppen des Generals v. François kämpften an diesem Tage noch um den jener dritten Stellung vorgelagerten Wilczakberg, den Schlüsselpunkt für den Besitz der Stadt Biecz. Diesen Berg hatten die Russen besonders stark ausgebaut. Wiederum lagen ihre Schützengräben stockwerkartig übereinander. Die Russen versuchten das Herankommen der deutschen Truppen an den Berg zu verzögern, indem sie von Süden her zu einem Gegenangriff ansetzten. Ein paar Schrapnelle genügten aber, um den schon schwer erschütterten Feind zur Umkehr zu veranlassen. Noch am Abend war der Wilczak in deutscher Hand. Die preußische Garde nahm nach heißem Waldkampfe die Höhen von Lipie.

Dem rechten Flügel der österreichischen Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand gelang es an diesem Tage, die Russen von den steilen Waldbergen östlich des Bialatales hinunterzuwerfen und in Richtung Tuchow weiter Gelände zu gewinnen. Standen die Russen noch ganz im Bann ihrer tags zuvor erlittenen schweren Niederlage, so glaubten sie doch am nächsten Tag, die Offensive der Verbündeten zum Stehen zu bringen. Mit den vorher eingesetzten Teilen verfügten sie über vier bis fünf Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen, die sie an diesem Tage den Angreifern entgegenführten. In einem großen, nach Südwesten gerichteten Bogen, der als eine Art von großem Brückenkopf der Stadt Jaslo auf etwa 12 bis 15 Kilometer Entfernung vorgelagert war, befand sich die

dritte Hauptstellung der Russen. In ihr waren die Höhen um Scerzyny, nördlich Biecz, und die Ostra

Fahrbarer Desinfektor für Kleidung und Wäsche im österreichisch-ungarischen Heer.

Gora wichtige Stützpunkte. Der Feind leistete an vielen Stellen erbitterten Widerstand, aber ihm fehlte,

wie die gefangenen Offiziere aussagen, jede planmäßige und einheitliche Leitung. War schon die Vermischung der Verbände infolge der früheren Kämpfe sehr erheblich gewesen, so erfolgte jetzt der Einsatz der Reserven völlig planlos. Regimenter- und bataillonsweise wurden die Verstärkungen in die Front geworfen, dorthin, wo die Not des Augenblicks es gerade gebot. Die Auflösung hatte bereits einen derartigen Grad erreicht, daß, wenn der Feind an einer Stelle der Kampffront zähen Widerstand leistete, dieser dadurch vergeblich wurde, daß die Truppen rechts und links jede Lust am Kampf verloren hatten und vorzeitig das Weite suchten. So erwies sich auch die Behauptung der dritten Hauptstellung der Russen als unmöglich. Die preußische Garde erreichte am Abend des Tages die Gegend von Scerzyny. Das ungarische Honvedregiment 10 setzte sich nach siebenmaligem Sturm in den Besitz einer Höhe nördlich Biecz, worauf sich die Besatzung der benachbarten Höhe ergab. Weiter südlich schickten sich deutsche Angriffstruppen gerade zum Vorgehen auf die Ostra Gora an, als der durch das schwere Artilleriefeuer erschütterte Feind weiße Fahnen schwenkte und sich in Scharen ergab, bevor noch ein deutscher Infanterist zum Angriff angetreten war.

Inzwischen war der rechte Flügel der Armee Mackensen bis auf wenige Kilometer an die Wisloka herangekommen. Man rechnete mit neuen feindlichen Stellungen auf dem Ostufer dieses Flusses. Hatten doch auch Gefangene ausgesagt, daß die Russen die Landeseinwohner zum schleunigen Bau betonierter Unterstände gepreßt hätten. Dazu war aber für die russische Armee des einstigen bulgarischen Gesandten am Hofe des Zaren, des jetzigen russischen Generals und Armeeführers Radko Dimitriew keine Zeit mehr;

die Reserven waren verbraucht, neue Truppenverbände noch nicht zur Stelle, und die Offensive der Verbündeten kannte kein Stocken.

Nachdem die Armee Mackensen die Wisloka überschritten und die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand die Stadt Tarnow erobert hatte, so daß die ganze Dunajeclinie bis zur Weichselmündung von den Russen geräumt werden mußte, konnte die Durchbruchsschlacht von Gorlice—Tarnow als beendet angesehen werden. Auf einer Frontbreite von 160 Kilometern war der Feind auf dem Rückzug, und die Verfolgung wurde auf der ganzen Linie aufgenommen. Die Truppen des Generals v. Emmich erstiegen die Höhen von Hyrowa Gora, die österreichisch-ungarische Armee Boroevic warf die Russen aus Krosno heraus und überschritt den Wislok. In enger Zusammenarbeit mit deutschen Truppen wurden dann dem Feind auch die das Ostufer des Wislok beherrschenden Höhen entrissen.

Um ihren Abzug aus der langen Karpathenfront fortsetzen zu können, rafften die Russen in der Gegend von Sanok eiligst mehrere Divisionen zusammen, mit denen sie zum Angriff auf Besko und die dortigen Höhen vorschritten, während sie weiter nördlich eine andere Division zu einem Gegenstoß gegen österreichisch-ungarische Truppen ansetzten.

Beide Vorstöße endeten mit einer schweren Niederlage der Russen. Nachdem der Ansturm abgeschlagen war, ging General v. Emmich zum Angriff über. Völlig zerrieben wichen die Russen auf Sanok zurück. Die ganze achte russische Armee räumte nunmehr die Karpathen, aber auch nördlich der Weichsel gingen die Russen von der Nida in östlicher Richtung zurück.

Der geschlagene russische Heerführer Radko Dimitriew befahl die Sammlung am unteren San, der von

Deutsche Infanterie auf dem

rsch durch eine galizische Stadt.

Przemysl an bis zur Mündung gehalten werden sollte, um dann als Basis zu neuen Vorstößen zu dienen. Indessen waren die Russen durch die erlittene Niederlage und den Rückzug so schwer erschüttert und durcheinandergeraten, daß nur eine passive Verteidigung der Sanlinie möglich wurde, fanden doch die verbündeten gegen den San vorrückenden Truppen unter den Gefangenen immer wieder Versprengte aus allen möglichen Verbänden der russischen Front, und berichteten diese Gefangenen doch übereinstimmend, daß die russischen Führer bestrebt seien, durcheinandergekommene Verbände neu zu formieren ohne jede Rücksicht auf eine Rangierung nach früherer Regimentszugehörigkeit. Von den verschiedensten Kriegschauplätzen her wurden außerdem die entbehrlich scheinenden Teile herangezogen und mit der Bahn an den unteren San gebracht, so daß sich an dieser Flußlinie den Verfolgern nicht weniger als 23 verschiedene Infanteriedivisionen entgegenstellen sollten. Radko Dimitriew mußte aber wohl inzwischen das Vertrauen in die Widerstandskraft eines großen Teils seiner bei Gorlice—Tarnow beteiligt gewesenen Truppen verloren und die am schwersten erschütterten Verbände weit hinter den San zurückgenommen haben. Denn Flieger meldeten den Rückmarsch langer russischer Kolonnen vom unteren San nach Osten und Nordosten.

Es blieb demnach im wesentlichen Aufgabe der neuangekommenen Verstärkungen, den San zu halten, besonders den Brückenkopf von Jaroslau, auf dessen Behauptung der russische Armeeführer viel Wert zu legen schien. Daher begannen die Verbündeten, die Przemysl von Süden her abgeschlossen und längs der ganzen Sanlinie bis nahe an den Fluß und dessen Brückenköpfe herangerückt waren, mit dem Angriff auf Jaroslau.

Der Feind hatte die Höhen westlich dieser Stadt zu einer Art Festung ausgebaut. Von langer Hand vorbereitet, zogen sich hier die Schützengräben in weitem

Linienschiffsleutnant Georg Ritter v. Trapp und seine Gemahlin.

nach Westen gerichteten Bogen vom Flusse durch die westlichen Vorstädte nach dem Meierhof und Schloß des Grafen von Schimienski und durch den Park zur Jupajowkahöhe, die mit Schloß und Meierhof den Schlüsselpunkt der Stellung bildete. Regimentern der

preußischen Garde und des 6. österreichisch-ungarischen Armeekorps war es vorbehalten, sich in den Besitz von Stadt und Brückenkopf Jaroslau zu setzen. Die russischen Verteidiger bestanden aus der 62. Division, zu deren Unterstützung Teile der 41. und 45. Division beschleunigt herangeführt wurden, welche die dortigen Befestigungsanlagen besetzten und durch Neuanlage von Drahthindernissen in aller Eile noch weiter zu verstärken suchten. In zweitägigem Kampfe entriß die preußische Garde dem Feinde die Stadt Jaroslau und warf ihn hinter den Fluß zurück. In allen diesen Kämpfen verloren die Russen 174 000 Gefangene, 128 Geschütze und 368 Maschinengewehre.

Einen glänzenden Beweis von der Tüchtigkeit der österreichisch-ungarischen Flotte hat der Linienschiffsleutnant Georg Ritter v. Trapp als Kommandant des Unterseebootes U 5 erbracht. Dem kühnen Seemann gelang es, in der Straße von Otranto den großen französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta“ durch Torpedierung zu versenken.

Georg Ritter v. Trapp wurde am 4. April 1880 in Triest geboren und trat 1894 in die Marineakademie ein. Im chinesischen Feldzug zeichnete er sich als Kommandant der österreichisch-ungarischen Besatzungsabteilung durch entschlossenes Eingreifen in das Gefecht bei den Peitangforts aus. Seit 1911 ist er vermählt mit Agathe Whitehead, einer Enkelin von Robert Whitehead, dem Erfinder des Torpedos.

Mannigfaltiges

Der Verräter. — Auf der höchsten Linie des Vogesenkammes, hart an der Grenze, nur wenige Meter von ihr entfernt, liegt der Gutshof Hohried. In graues Granitgeröll geduckt ist das graue Haus, Granitblöcke liegen auf dem flachen Dach, und es sieht aus, als erdrücke diese Last das Haus, als nähme sie ihm den Atem. Winzige, trübe Fenster schauen ins Tal hinab, und die kleine Haustür gähnt wie ein schwarzes Loch.

Hier oben tanzt der Wind seinen tollsten Reigen, hier oben brennt die Sonne am grausamsten. Kein Baum steigt bis hier hinauf, selbst das Knieholz lebt hier oben nicht mehr, nur struppige Preißelbeerstauden, eine kümmerliche Grasnarbe und nacktes Gestein in wilder Unordnung bedecken die Bergschädel und die Flanken der Höhen.

Der Besitzer Grandidier lebte seit Jahrzehnten einen Tag wie den anderen in steter Wiederkehr der gleichen Arbeit, in steter Wiederkehr der gleichen Gedanken. Er dachte nicht über das Wetter und über den kümmerlichen Tageslauf hinaus, er lebte vom Sommer zum Winter wie ein Baum, nur daß er im Winter noch stumpfsinniger war.

Seit dem Tode seiner Frau hatte ihn nichts mehr erschüttert. Als sein einziger Sohn Jean zum Militär gemußt hatte, hinunter in die Rheinebene, die wie ein sagenhaftes Land in der Ferne leuchtete, da hatte er beim Abschied die Zähne aufeinandergebissen und sich einen Knecht genommen; als Jean wiederkam, hatte er den Knecht entlassen. Das waren die Ereignisse der letzten Jahre.

Sonst spülte nie eine Woge des Lebens bis nach Hohried hinauf. Sonntags ging Grandidier nach Weißbach hinab in die Wirtschaft, die zu den paar Häusern des Dorfes gehörte. Aber die anderen Bauern waren auch nicht redseliger, und er hatte nie viel erfahren, wenn er unsicheren Schrittes heimwärts stieg.

In der Woche sah er keinen Menschen, nur der Grenzwärter kam zuweilen heran und trank einen Enzianschnaps bei ihm; zuweilen kam auch wohl ein französischer Grenzsoldat herein, um sich bei ihm vor einem Gewitter zu bergen. Grandidier

schob ihm das Gläschen mit dem Enzian genau so gleichmütig zu wie dem Deutschen. Er machte sich gar keine Gedanken über die beiden Nationalitäten, die sich hier bei ihm kreuzten. Es war ihm ganz gleichgültig. Ihn interessierte nur, ob die Kälber kräftig waren, ob das Jungvieh gedieh, und ob der Münsterkäse im Preise stieg.

Aber einmal geriet er doch aus der Fassung, und das war an einem Hochsommerabend. Die Sonne wollte gerade drüben in Frankreich schlafen gehen und schickte einen letzten rosigen Lichtstrom in die Rheinebene hinab. Der Schwarzwald drüben war in sanfte Schleier gehüllt. Man sah einige Dächer funkeln und an manchen Stellen den Spiegel des Rheins blitzen, und fern im Süden das weiße Massiv des Isteiner Blocks leuchten.

Grandidier saß auf der wackeligen Bank vor seinem Haus und hatte den Rücken an die grobe Mauer gelehnt. Er rauchte langsam und horchte schläfrig auf das verlorene Geläut der Kuhglocken. Dabei beobachtete er, wie die uralten Häupter der Berge blutrot glühten, so daß man jede Runzel und Schrunde deutlich sah. Allmählich verblaßte der Schein und dämmerte zu einem tiefen, warmen Lila hinüber. Durch die Stille klang warnend der Schrei der Bergschwalbe.

Der Bauer richtete sich auf und sah auf dem groben, felsigen Pfad aus dem Tal herauf einen Mann kommen. Er beobachtete ihn ohne Interesse und wunderte sich nur, daß er den Steilhang so rasch bergaufrannte und zuweilen die Arme winkend schwenkte.

Aus dem Stall kam Jean mit dem Melkeimer. Der Alte wies mit der Pfeife auf den Mann, der rasch näher kam. Sie sahen ihm schweigend entgegen.

Endlich sagte Jean: „Es ist der Philipp." Und dann ging er ins Haus, stellte den Milcheimer in der Küche ab und kam mit seiner Pfeife wieder heraus.

Da bog Philipp Grandjean um die Hausecke, atemlos und blaß vor Anstrengung. Er stolperte heran und ließ sich ächzend auf die Bank fallen. Doch es riß ihn gleich wieder empor, und er rannte bis zum Bergvorsprung, der jenseits der Grenze war, und starrte angestrengt auf die Schluchtstraße hinab, die

aus der Dämmerung leuchtete, und die von Gérardmer heraufkroch:

„Man sieht noch nichts!“ schrie er den beiden zu.

Sie schüttelten die Köpfe.

Da sagte er laut im Näherkommen: „Es gibt Krieg. Es ist ganz sicher. Die Franzosen kommen!“

Die auf der Bank lachten und hörten nicht auf zu rauchen.

Da wurde Philipp aufgeregt. „Ich habe dem Gendarm versprochen, den Jean zu holen. Er mußte auf die anderen Höfe drüben, mich hat er hierhergeschickt. Du mußt gleich mitkommen, heute abend noch.“

Vater und Sohn starrten ihn schweigend an und rauchten mächtig.

Da sagte er mit überschlagender Stimme: „Versteht ihr denn nicht? Krieg ist!“ Er wies nach den französischen Tälern. „Und sie sagen: mit den Russen auch noch —“

Da nahmen sie ihre Pfeifen aus dem Mund und spuckten aus. Mit den Russen, das konnten sie wohl glauben, aber drunten in Frankreich sah es doch nicht nach Krieg aus!

Aber Jean stand doch auf und klopfte die Pfeife aus. „Wenn es wirklich wahr ist, muß ich natürlich gleich fort.“

Er ging hinein, kramte in Schränken und Kästen und schnürte ein Bündel.

Als er wieder herauskam, stand sein Vater jenseits der Grenze und sagte ruhig: „Die machen nichts! Es ist alles Unsinn. In ein paar Stunden kommst du wieder.“

Aber in seinen Augen war doch ein banges Funkeln, als er in das Gesicht des Sohnes sah.

Dann gingen die beiden jungen Leute talab. Er sah ihnen nach, bis er die Gestalt des Sohnes nicht mehr unterscheiden konnte. Dann ging er in die Küche, um nach der Milch zu sehen, denn die mußte übers Feuer.

Als er nach einer Stunde in seine Kammer gehen wollte, pochte es laut an die Tür. Er hörte ein Gewirr von raunenden Stimmen. Er schob den Riegel zurück und öffnete ohne Neugier. Er sah einen Haufen Soldaten — Käppis, rote Hosen.

Sie redeten alle durcheinander, versuchten ihm über die

Schulter zu sehen und deuteten ins Tal hinab. Endlich verstand er, daß sie wissen wollten, ob deutsche Soldaten in der Nähe seien.

Er hob die eckigen Schultern und machte sein dümmstes Gesicht.

„Schafskopf!" sagte der lange Sergeant und schob ihn beiseite.

Und nun ergoß sich der Trupp in sein Haus und füllte die niederen Stuben mit seinem Lärm. In der Küche tranken sie ihm die Milch aus und nahmen die noch unfertigen Käse von den Regalen, durchschnitten sie und begannen zu essen.

Grandidier beobachtete sie und begriff, daß er hier nichts mehr zu sagen hatte, daß wirklich der Krieg ausgebrochen sein mußte.

Also kam der Jean nicht wieder? Dann mußte er in den Krieg, in tausend Gefahren? Dann sah er ihn vielleicht nie mehr wieder, seinen einzigen Sohn — Mit ganz benommenem Kopf ging er in den Kuhstall, setzte sich auf ein Heubündel und versuchte nachzudenken; aber er schlief ein und wurde erst gegen Morgen wach.

Bald merkte Grandidier, daß die Franzosen nicht mehr gingen. Sie tranken die Milch, aßen die Eier, schlachteten die Kälber, und er konnte froh sein, daß er mitessen durfte. Sie gruben und schanzten auf den Höhen, und es wurden ihrer immer mehr. Er erfuhr, daß alle Höfe rundum voll von Franzosen waren.

Und auf einmal begriff er den Krieg — Jäh und unvermittelt zerriß ein wildes, wütendes Brüllen die Luft, die Felsen warfen es wider und schleuderten einander den Widerhall zu wie einen Fangball, und dann erfüllte das dumpfe Donnern die Täler.

Und nun brüllten die Geschütze alle Tage, und wenn sie einmal ausruhend schwiegen, hörte man fern aus dem Kaisersberger Tal das dumpfe Murren, und wenn der Wind von Norden kam, grollte es matt vom Weilertal herüber.

Grandidier hatte sich bald an den Donner der Kanonen gewöhnt. Aber sein Vieh wurde immer weniger, und als die

letzte Kuh geschlachtet wurde, kroch er in eine Ecke des Stalles, in der die dicken Spinngewebe hingen, und weinte vor Wut. Es fiel ihm dabei ein, daß er nicht einmal beim Tode seiner Frau geweint hatte. Die Soldaten kümmerten sich gar nicht um ihn, nur manchmal erzählten sie ihm Neuigkeiten. Er erfuhr, daß die Russen längst in Berlin waren und die Franzosen in Köln, und daß der Deutsche Kaiser gefangen sei.

Einmal fragte er: „Und mein Jean?"

Da antwortete der Sergeant: „Futsch! Alle sind futsch, totgeschossen, nur noch ein paar sind übrig geblieben!" Und er wies zum Hohrodberg hinüber, und als er sah, daß der faltige Mund des Alten zitterte, schlug er ihm auf die Schulter und sagte: „An allem sind die Prussiens schuld — du kannst es mir glauben, die haben den Krieg angefangen. Bei denen kannst du deinen Sohn reklamieren."

Totgeschossen also war sein Sohn, vielleicht von den Russen, vielleicht von den Franzosen — aber die Schuld sollten die Deutschen haben! Die hatten ihn ja auch holen lassen!

In seinen trüben Augen begann es zu blinken. Er setzte sich unter die Soldaten und hörte zu, was sie von ihren Erfolgen prahlten, und immer größer wurde ihm die Gewißheit, daß sein Sohn nicht mehr lebte. In ihm schwelten Wut und Haß. Er haßte die, die ihm sein Vieh genommen, er haßte die, die ihm den Sohn geraubt hatten.

Eines Tages nahm ihn der Sergeant mit zu einem Hof, der jenseits des Höhenrückens lag. Er führte ihn vor einen Offizier; der fragte ihn kurz, ohne das hübsche Gesicht von der Karte zu heben: „Kennen Sie die Wege drüben?"

Grandidier zuckte die Schultern und sah stumpfsinnig in das Gesicht des Offiziers.

Der griff in die Tasche und legte einen Haufen Geld auf den Tisch.

Die Augen des Alten blieben trübe.

Da sagte der Sergeant dicht an seinem Ohr: „Sei doch nicht so dumm! Mit dem Geld kannst du hinunterfahren und deinen Sohn suchen."

Der Alte hob den Kopf und strich sich mit zitternden Händen

über die grauen Bartstoppeln. Da gab ihm der Offizier den Auftrag, er sollte ins Tal hinunter und zu erfahren suchen, an welchen Stellen im Gebirge deutsche Soldaten steckten. Das wüßten seine Freunde ihm sicher zu sagen.

Grandidier stierte auf das Geld. Mit diesem würde er den Jean suchen können.

Als es dunkel wurde, ging er den Felsenpfad hinab. Der Geschützdonner war verstummt, er hörte nur das Stürzen und Poltern des Wasserfalls in der schmalen Schlucht zur Talsohle. Im grünen Talgrunde sah er ein Gehöft brennen, dick lag der Qualm über der Brandstätte. Es würde wohl bald regnen.

Also, er sollte hören, wo die deutschen Soldaten waren — dann bekam er das Geld.

Er ging an Weißbach vorbei bis zu dem großen Dorfe, das tiefer im Tale lag. Da hörte er auf der Landstraße den schweren Schritt von Soldatenstiefeln, und eine unerklärliche Angst packte ihn plötzlich. Er bog in die Wiesen ein und erreichte das Dorf auf Umwegen.

Auf der Dorfstraße war ein buntes Bild. Deutsche Soldaten standen umher und rauchten, andere hockten auf den Treppenstufen, putzten ihre Gewehre und flickten Uniformen; alle redeten und lachten, viele sangen. Grandidier hatte ein unerklärliches Unbehagen. Er wollte wieder fort, er wußte ja genug. Und er lief wieder über die Wiesen auf die Bergstraße. Da sah er vor sich einen Trupp Soldaten, die leise plaudernd zur Höhe stiegen. Er folgte ihnen unwillkürlich.

Sie stiegen eine wiesige Halde hinauf und bogen in den schwarzen Hochwald ein, dann kamen sie auf einer Lichtung an, auf der ein Blockhaus stand. Dies war die Schutzhütte, die ein Touristenklub im Vorjahre gebaut hatte.

Die Soldaten verschwanden in dem Hause, und obwohl Grandidier eine Weile wartete, kamen sie nicht wieder heraus. Er konnte das vielleicht auch dem Offizier erzählen.

Es war eine wolkige Nacht. Über den mächtigen Berghäuptern standen dicke Wolken geballt und rührten sich nicht. Man sah nur vereinzelte Sterne. Über der Ebene lastete die Schwüle, man sah nicht wie früher die sanften Lichter aus

Dörfern und Städten blinken. Der Sundgau lag dunkel wie ein nächtliches Meer.

Es war ganz still, nur aus der Schlucht das klingende Lied des Wasserfalls.

Grandidier stolperte oft über spitze Granitstücke auf dem Pfade, es schien ihm alles so fremd und feindlich in dieser schwarzen Nacht. Selbst die Massen der Felsen, die sich schwach abhoben, schienen ihm gewaltiger und erdrückender —

Als er auf der Höhe ankam, wartete der Sergeant auf ihn und führte ihn zu dem Offizier. Der fragte hastig, und der Alte erzählte stockend von dem Trupp Soldaten im Blockhaus da drüben.

Das Gesicht des Offiziers wurde heller, die Augen des Sergeanten begannen zu funkeln.

Der Bauer mußte sich sofort bereithalten, sie hinzuführen. Führe er sie nicht gut oder gar in eine Falle, so sei die erste Kugel für ihn.

Grandidier war so müde, daß ihn seine Beine kaum mehr trugen, aber er mußte doch das Geld haben. Dann wollte er gar nicht erst wieder hier herauf, sondern gleich weiterlaufen bis Kolmar oder Straßburg, und dort würde man ihm schon sagen können, wo der Jean begraben lag.

Er ging schwerfällig neben dem Offizier her durch die Nacht. Hinter ihnen hörte er nur das Knistern der Soldatenstiefel und ab und zu ein geflüstertes Wort. Zuweilen polterte ein Stein in die Tiefe. Nun kamen sie in den Tannenwald, lautlos glitten sie zwischen den Stämmen hindurch. Die Büsche griffen nach ihren Kleidern und schlugen ihnen ins Gesicht. Irgendwo rieselte flüsternd ein Quellchen. Ein starker Duft von Harz stand unter den Tannen.

Der Alte ging mit schlürfenden Schritten. Zuweilen gab ihm der Offizier einen Stoß und befahl ihm, leiser zu sein.

Als sie am Rande der Lichtung ankamen, fing es an zu regnen. Die dicken Tropfen lispelten in den Zweigen und sprühten auf den Blättern, der trockene Boden trank durstig. Grandidier fühlte den heißen Atem des Offiziers an seinem

Gesicht und bemerkte die wilde Erregung der Männer, die ihn umdrängten.

Was wollten die eigentlich? Was sollte jetzt geschehen?

Da faßte der Offizier sein Handgelenk und preßte es zusammen. Der Alte hob den Arm und wies geradeaus. Kaum merklich hob sich der Giebel des Blockhauses aus dem Schwarz. Die Soldaten verschwanden im Dunkel. Grandidier setzte sich auf eine Baumwurzel, er konnte nicht mehr stehen.

Plötzlich hörte er vom Blockhaus her einen dumpfen Laut und einen Fall.

Er begann zu zittern. Das war wohl ein deutscher Wachposten gewesen.

Die Tür des Hauses flog weit auf. Schreie gellten, Ächzen, lautes Gepolter, wüster Lärm — Flüche, erstickte Laute und der dumpfe Aufschlag stürzender Körper.

Grandidier griff sich mit den bebenden Händen ins Haar. Er wollte, wollte doch nicht, daß dort so Furchtbares geschah!

Er taumelte bis vor das Haus, da stolperte er über einen Körper, der quer vor der Tür lag. Beim Fallen griff er in ein Gesicht. Er tastete über die Uniform und fühlte Blut. Da hob er den zurückgesunkenen Kopf und legte ihn auf seine Knie.

Aus dem Hause drang noch vereinzeltes Röcheln, dann wurde es still, man hörte nur die Stimme des Offiziers, der seine Leute sammelte. Aus der Tür fiel ein heller Schein.

Der Offizier trat heraus und wischte sich einen Blutstreifen aus dem Gesicht, seine Uniform war zerrissen, aber er lachte, daß seine Zähne blinkten. Er griff in die Tasche und warf dem Alten einen Beutel zu.

Der Beutel fiel schwer ins Gesicht des deutschen Soldaten, der reglos lag.

Der Alte griff nach dem Gelde mit krampfigen Fingern. Da blieb seine Hand wie erstarrt in der Luft, er krümmte sich zusammen.

Der Lichtschein fiel auf den Toten — auf seinen Sohn Jean.

Der Offizier trieb seine Leute zur Eile. Sie kamen aus dem Hause mit den Gewehren und Tornistern der Deutschen.

Der Alte saß ihnen im Wege, sie stießen ihn beiseite.

Er drehte sich noch einmal um. Da sah er den Geldbeutel auf der Brust des Sohnes liegen. Die weitgeöffneten toten Augen starrten an ihm vorüber.

Da nickte er vor sich hin. „Ja, ja!“ Und immer wieder im Weitergehen: „Ja, ja —“

„Vorwärts!“ sagte der Offizier rauh. „Wir müssen zurück!“

Es hatte aufgehört zu regnen, die Wolken hoben sich, und die Berge starrten grämlich in den ersten Morgenschein, der vom Schwarzwald herüberglomm. Vom Kaisersberger Tal hörte man Kanonendonner.

Als die Soldaten in Hohried angelangt waren, aßen und tranken sie vergnügt und prahlten von ihren Heldentaten. Und Grandidier stand zwischen ihnen mit hängendem Kopf, hörte zu, nickte, lachte und dachte nur: „Wartet — wartet!“

Und dann krochen sie alle ins Heu und in die Betten und schliefen.

Der Alte nickte. Er verrammelte die Tür von außen, legte die Fensterläden vor und stemmte Balken dagegen. Er prüfte bedächtig und fand keine Möglichkeit, sie von innen zu öffnen.

Dann legte er an vier Stellen Feuer an, ging in den Stall und warf brennende Streichhölzer in die Heubündel. Die knisterten unter der leckenden Flamme.

Ohne sich umzusehen ging er davon — dahin, wo die Felsenwände steil in die schwindelnde Tiefe steigen.

Er ging bis dicht an den Abgrund, drehte sich um, lachte, als er den Widerschein seines brennenden Hofes sah, und ließ sich in das Dunkel hinunterfallen. E. Höffer.

Weibliche Straßenbahner. — Daß, wie die Frauenrechtlerinnen oftmalig versichert haben, das weibliche Geschlecht sich seine Straße bahnt, beweisen jetzt fast buchstäblich die weiblichen Straßenbahner. Sie sind für die männlichen Beamten, die zum Krieg eingezogen wurden, in Berlin und anderwärts eingestellt worden.

Die Führung der Wagen bleibt auch jetzt noch Männern überlassen. Die weiblichen Hilfskräfte tun nur Schaffnerdienste. Für die Schaffnerinnen ist von der Straßenbahnverwaltung ein Lehrgang eingerichtet worden. Dieser umfaßt einen all-

Straßenbahnschaffnerinnen werden mit dem Geheimnis des Stromlaufs bekannt gemacht.

gemeinen Unterricht, wobei von Beamten der Straßenbahngesellschaft Vorträge über die Dienstobliegenheiten gehalten werden, und den technischen Teil. Im technischen Teil werden der elektrische Stromlauf, die maschinelle Einrichtung des Straßenbahnwagens, der Gebrauch der Stromhalter und Bremsen, das Wesen der elektrischen Sicherungen und Auswechslungen sowie die Anwendung der Signale erklärt. Man führt die Frauen in diese Gebiete zu dem Zweck ein, damit sie im Notfall Abhilfe schaffen können.

An den Lehrgang schließt sich unter Anleitung eines erfahrenen Schaffners die praktische Ausbildung, wobei die Schaffnerinnen im Preis und Abreißen der Fahrscheine, der Erlernung der Haltestellenamen und der Einprägung der Umsteigpunkte unterwiesen werden. Im allgemeinen hat man mit der Einstellung der Schaffnerinnen gute Erfolge erzielt. Th. S.

Licht und Laune. — Das junge Doktorspaar war bald in der ganzen Stadt als ein selten gastfreies und liebenswürdiges Ehepaar bekannt. Sie lebten in guten Verhältnissen, die Praxis des strebsamen und klugen Arztes nahm von Tag zu Tag zu, und doch dachte die Frau Doktor stets mit leisem Grauen an ihre Gesellschaften. Sie wußte es eben nur zu gut, daß ihr die Abendfestlichkeiten in ihrem geschmackvollen Heim eigentlich nichts als Widerwärtigkeiten eintrugen. Vergeblich hatte sie sich schon häufig ihr hübsches Köpfchen darüber zermartert, weshalb bei ihr die Gäste beim besten Willen nicht in die rechte, fröhliche Stimmung zu bringen waren und stets etwas wie eine Gewitterstimmung über den Anwesenden lagerte, die sich ganz besonders unbehaglich zu fühlen schienen, solange man bei der Tafel saß.

Eines Nachmittags erschien die Frau Amtsrichter bei der Frau Doktor zu einem Plauderstündchen, und der vertraute letztere ihr Leid an.

„Sehen Sie, meine Liebe — ich begreife nicht, woran es nur liegen mag, daß es bei uns nie wirklich gemütlich wird. Meine Köchin leistet doch anerkanntermaßen recht Gutes, die besten Weine kommen auf den Tisch, und es fehlt weder an aus-

gesuchtem Blumenschmuck noch an sonstigen Dingen, die ein Gastmahl zu einem wirklichen Genuß machen. Und trotzdem die Liste der jeweilig Geladenen mit größter Sorgfalt zusammengestellt wird, scheint doch, sobald die Besucher sich gegenübertreten, daß etwas wie eine nervöse Gereiztheit von ihnen Besitz ergreift. Und zwar scheint die reizbare Stimmung zuerst die Damen zu erfassen und von diesen allmählich auch auf die Herren überzugehen. Bei Ihnen habe ich ähnliches nie bemerkt."

Die Frau Amtsrichter lächelte. „In vierzehn Tagen geben wir unsere nächste Gesellschaft, liebe Frau Doktor, zu der Sie und Ihr Herr Gemahl natürlich gleichfalls geladen werden. Vielleicht finden Sie dann bei einiger Aufmerksamkeit den kleinen Fehler heraus, an dem Ihre Feste leiden."

Zu einer weiteren Aufklärung ließ die Dame sich jedoch nicht bewegen. —

Der Gesellschaftsabend war da. Amtsrichters strengten sich bei derartigen Gelegenheiten durchaus nicht sehr an und wendeten vielleicht nur halb soviel Geld auf für Leckerbissen, Weine und Blumen wie Doktors. Trotzdem herrschte unter den Gästen die heiterste Laune, niemand dachte an frühes Aufbrechen.

Die junge Frau Doktor war vielleicht die stillste des übermütigen Kreises. Unablässig beschäftigte sie sich mit der Ergründung des Rätsels, ohne jedoch die Lösung erraten zu können.

Da wandte sie sich denn schließlich an die Frau Landgerichtsdirektor, eine liebenswürdige Dame in den Vierzigern, bei der es ebenfalls stets außerordentlich gemütlich herging, und teilte ihr das unlängst mit der Gastgeberin des heutigen Abends geführte Gespräch mit.

Die Frau Landgerichtsdirektor hörte aufmerksam zu und wies dann auf die Gaskronen und Wandleuchter, deren Lichter sämtlich mit rosa Gaze verhüllt waren.

„Darin liegt das ganze Geheimnis," sagte sie freundlich. „Fällt Ihnen denn nicht auf, liebe Frau Doktor, wie hübsch wir hier alle ausschauen, während wir bei Ihnen uns so alt und häßlich vorkommen? — Warum in aller Welt müssen Sie nur Ihre reizenden Gesellschaftsräume, die ja viel schöner sind als diese, so strahlend hell bis in die äußersten Winkel durchleuchten? Da

kann man vorher stundenlang am Toilettentisch sitzen und sich die größte Mühe geben, um die unvermeidlichen Spuren der Jahre, die wir leider hinter uns haben, möglichst zu verbergen — sobald wir in die blendende Lichtflut treten, mit der Ihre kostbaren elektrischen Beleuchtungskörper alles überschwemmen, wissen wir nicht mehr ganz jugendlichen Evastöchter, die wir so gern doch noch ein bißchen schön sein möchten, daß unser Bemühen vergebens war." —

Die nächste Gesellschaft bei Doktors gestaltete sich zu einem großen Erfolg. Mattes rosenfarbenes Licht erfüllte jeden Raum, und rosenfarbene Laune leuchtete aus den Augen der Damen und somit auch aus denen der Herren. Und als die Frau Amtsrichter sich dann von der Frau Doktor verabschiedete, meinte sie fröhlich: „Ich sehe, Liebste, Sie haben das große Geheimnis ergründet. Aus dem Licht, das sich um uns ergießt, sprudelt der guten Laune heiterer Quell!" W. K.

Die letzte Schlacht. — Fast durch die ganze Welt geht eine uralte Sage, die gerade heute, da die Länder hallen vom Waffenlärm, da die Völker ihr Blut verspritzen, von einer ganz besonders tiefen, ans Herz greifenden Wirkung ist. Wir meinen die schauerlich-trostreiche Sage von der letzten Schlacht, die einst stattfinden soll — einer beispiellos blutigen, furchtbaren Schlacht, mit der aber ein endgültiger, ein ewiger Friede gewonnen wird.

Auf altersgraue Überlieferung geht diese Sage zurück, die in wechselnder Form und Fassung an gar manche Örtlichkeit geknüpft worden ist. Da mit dieser Sage auch jene von den schlafenden, bergentrückten Herrschern und Helden in Zusammenhang steht, so treffen wir sie begreiflicherweise oft in der Nähe jener geheimnisvollen Zauberberge an. Berühmt wie unser Kyffhäuser ist in dieser Hinsicht der Untersberg bei Salzburg. Dem Volksglauben nach gehen in ihn alle gefallenen Soldaten ein. Sie gesellen sich so als künftige Helfer im Streit den alten, siegreichen Kaisern und Königen zu, die in der Bergestiefe mit ihren Getreuen der letzten großen Schlacht entgegenschlummern.

Diese soll einst toben auf dem „Walser Felde", das seinen Namen nach dem kleinen Orte Wals trägt. Bis zum Jahre 1872

stand auf jenem Felde der weithin berühmt gewordene Birnbaum, an dessen Ast einst der Held der letzten Schlacht seinen Schild hängen sollte, um dann das von den Menschen so heiß herbeigesehnte, dauernde Friedensreich zu gründen. Durch zweimaliges Blühen und überreiches Fruchttragen sollte der Baum auf das Bevorstehen des gewaltigen Kampfes hinweisen. König Ludwig I. von Bayern besichtigte im Jahre 1847 diesen mächtigen Holzbirnbaum, dessen Stamm einen Durchmesser von mehr als drei Fuß aufwies. Einem in der Nähe wohnenden Bauern bot der König auch eine jährliche Vergütung, wenn er sich verpflichten wollte, auf den sagenumwobenen Baum liebevoll zu achten. Im Mai des obengenannten Jahres fiel der letztere aber einem Sturme zum Opfer, nachdem Bubenhände sich bereits an ihm vergriffen hatten.

Einen sogenannten „Schlachtenbaum", der ebenfalls als der Prophet des letzten Kampfes betrachtet wurde, kennt auch die bayerische Oberpfalz. Es handelt sich hier um eine auf rauher, von kalten Stürmen umbrauster Höhe herangewachsene Steinlinde, der ihr Standort auch den Namen „der kalte Baum" eintrug. „Wenn diese Linde," so erzählte man sich einst, „stark genug sein wird, daß einer ihrer Äste einen geharnischten Reiter samt seinem reisigen Roß zu tragen vermag, dann werden ungezählte Heerscharen kommen aus Ost und West, um hier eine Schlacht zu schlagen, bei der sich das Blut in so furchtbarem Strome nach Norden hin ergießen wird, daß es die Mühle im Tale bei Lind treibt. Entsetzliches Elend wird nach diesem Kampf über die Gegend hereinbrechen, die Pest wird den letzten Menschen, das letzte Stück Vieh dahinraffen. Aber aus weiter Ferne wird dann ein Hirt heranziehen, am ‚kalten Baume' sich niederlassen und durch seine Kindeskinder von neuem das Land bevölkern, dem nun ewiger Friede und unzerstörbarer Wohlstand blüht."

In seinem gehaltreichen Werk „Tod und ewiges Leben" verweist der sagenkundige Oskar Schwebel noch auf manchen anderen Schauplatz der allerletzten Schlacht. So wurde sie in der Oberpfalz auch in der Gegend von Waldmünchen erwartet, ferner bei dem badischen Städtchen Rems am Schlingenerberg,

in dem ein ganzes Heer versunken ruhen soll, des großen Kampfes gewärtig. Andere Überlieferungen suchen die letzte Walstatt in der Nähe von Straßburg.

Mit dem letzten blutigen Streit hat sich auch besonders gern die Phantasie des westfälischen Stammes beschäftigt. Sie träumte von einem großen Feldherrn, „Karl Quint“ genannt, der einst auf weißem Rosse dem letzten Sieg entgegenreiten wird. Der Bockskamp bei Paderborn wird diesen Sieg schauen oder ein Feld zwischen Unna und Werl, auf dem ein Birnbaum steht.

Übrigens sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß in alte Sagen oft ganz neuzeitliche Züge vom Volke ruhig hineinverwoben werden. So erzählte ein Landmann dem lauschenden Sagenforscher, daß jener fürstliche Feldherr auf einer Anhöhe, die Haar genannt, halten, ein Ruhekissen fordern und seine Feinde durch ein — Fernrohr betrachten werde, bevor er seine schneeweiß gekleideten Krieger zum Angriff ordne.

Die dunkle und doch verheißungsvolle Melodie von der furchtbaren Endschlacht, die ewigen Frieden bringt, erklingt auch am Fuße des Odenberges, in dem Karl der Große gleichwie Barbarossa im Kyffhäuser auf den Entscheidungskampf harrt.

In Thüringen nennt man uns als letzte Walstatt auch ein Feld bei Nohra und Vieselbach in der Erfurter Gegend. Der Birnbaum fehlt bei dieser Sage gleichfalls nicht.

Holsteinische und schleswigsche Überlieferungen bezeichnen als Schlachtenbäume gewisse Eschen. Von der Esche an der Nortorfer Kirche in Schleswig erzählte man sich, daß man an ihres Stammes Stärke das Nahen des Völkerkampfes erkennen werde. Sobald man an den Baum ein Roß anbinden könnte, sollte jener Zeitpunkt gekommen sein. Doch auch die Semilower Heide bei Ratzeburg und die Gegend von Süderhadstede gelten gleich den vorgenannten Örtlichkeiten als Schauplatz des gewaltigen Ringens. In Schlesien ward zum „Schlachtenbaum“ eine uralte Eiche beim Schlosse Kamenz erkoren. Mit seinen Getreuen sollte dereinst der Sieger des letzten Kampfes unter ihrem Schatten rasten, um ein neues glückseliges Reich zu errichten.

Aber auch in der Mark Brandenburg halten wir nicht vergebens Umschau nach dem letzten Schlachtfeld. Die „Schluchten und Höhen der Havelseen nahe dem Schildhorne bei Spandau“ sollen es hier liefern. Auf dem knorrigen Wurzelballen einer alten, sturmgeprüften Föhre wird hier der letzte Held und der Bringer des ewigen Friedens sein Gewaffen niederlegen.

Nach der Überlieferung eines sonderbaren alten Postillons aus Bernau werden die Menschen nach dem letzten Kampfe so selten sein, wie es die Störche im Jahre 1857 waren. Wenn man dann — unter einem Birnbaum zu Chorinchen — Friede schließt, dann wird dieser Baum imstande sein, die sämtlichen am Leben gebliebenen Streiter zu beschatten. So mörderlich denkt man sich die letzte Schlacht.

Auch die böhmische Sage vom Endkampf erzählt von einer fast völligen Aufreibung der Kämpfer. Sollen doch beim Friedenschlusse „alle Böhmen auf einem Leiterwagen Platz finden“ können! Auch in Dänemark werden nach der letzten Schlacht nicht mehr Männer im Lande sein, „als ihrer Raum auf einer Tonne haben“. So sagt Herr Holger von Dänemark dem Sonntagskinde, das den unsterblichen Helden erblicken darf, wie er mit seinen reisigen Mannen in der Kronenburg sitzt, wo sein Bart durch eine Tonne gewachsen ist.

Es ließe sich noch des weiteren berichten von Tiroler, von schweizerischen, von elsässischen Sagen dieser Art. Doch über ihren Grundzug haben uns ja schon die angeführten Beispiele genügend unterrichtet. Hervorgegangen sind diese zahlreichen Überlieferungen aus uralten Glaubenslehren von einem furchtbaren Untergange der ganzen jetzt bestehenden Welt, auf die eine andere, schönere folgen soll, eine glückselige Welt der Freude und des Friedens. v. Z.

Von König Christian. — Dem verstorbenen König Christian X. von Dänemark wurde vor allem seine große Einfachheit nachgerühmt. Als junger Offizier wandte er sich einmal während der Manöver an eine Stallmagd, die er gerade beim Melken der Kühe traf, und bat sie um etwas Milch. Der Bauer kam dazwischen und fragte ihn: „Es scheint mir, daß Sie etwas anderes sind als wir. Was ist denn Ihr Vater?“

„Er hat in Kopenhagen eine gute Stellung.“

„Dann können Sie wohl auf alles pfeifen?“

„Ja, das könnte ich schon, aber ich tue es nicht.“

Der Bauer schien sehr verwundert darüber. Er war es aber noch mehr, als er bald darauf bei einer behördlichen Feier den Kronprinzen als den Mann wiedererkannte, mit dem er das Gespräch geführt hatte.

Noch drolliger ist die Geschichte von einem Kutscher, dessen Wagen er einmal als Prinz am Halteplatz mietete.

„Müssen Sie denn durchaus den Wagen haben?“ fragte der Droschkenkutscher etwas ärgerlich. „Der Kronprinz muß jetzt in die Stadt kommen, und da werden viele Fremde da sein, die mir mehr als Sie zahlen, wenn ich ihm folge, damit die Fahrgäste ihn sehen können.“

„Aber Sie sind doch verpflichtet, den ersten Fahrgast, der kommt, anzunehmen.“

„Das ist richtig — also los!“ brummte der Kutscher.

Als der Prinz seine Fahrt beendet hatte, gab er dem Kutscher ein Zehnkronenstück. Dieser hatte — wie das ja gewöhnlich der Fall zu sein pflegt — kein Geld zum Wechseln.

„Behalten Sie meinetwegen alles,“ sagte der Prinz.

„Wirklich? Alles? Na, dann kann mir der Kronprinz gestohlen bleiben!“ —

König Christian kann sich auch rühmen, der einzige Herrscher zu sein, der bei einer Filmaufnahme tätig als Schauspieler mitgewirkt hat. Er machte auf seiner Jacht „Rita“ in den Gewässern von Jütland eine Kreuzfahrt, als plötzlich in nächster Nähe Kanonenschüsse ertönten, als wenn eine Seeschlacht im Gange wäre. Der König befahl, sofort mit voller Geschwindigkeit an den Ort zu fahren, von dem dieser verdächtige Lärm erscholl. Als er ankam, bemerkte er eine Frau, die im Wasser zappelte, während sich zwischen zwei Schiffen ein regelrechter Kampf abspielte. Schon ließ der König ein Boot ins Wasser, um der Frau zu helfen, als er ein anderes Boot in einiger Entfernung bemerkte und darin die Gestalt eines Mannes, der angesichts der aufregenden Szene gemächlich seine Kurbel drehte. Da lachte er, ließ sein Boot wieder heraufziehen, aber

sein Eingreifen war ein wunderbarer Reiz auf dem Film mehr. O. v. B.

Um einen Hirsch. — Daß die Jagd in den Hochalpen keine so behagliche und einfache Sache ist wie in der Ebene, und daß sich ihr in der Wildheit der Natur oft fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, weiß nachgerade auch der flachste Flachländer. Ein Kraftstückchen aber, das vor einiger Zeit ausgeführt wurde, dürfte wohl trotzdem noch Beachtung abgewinnen können. Es hat sich in dem bekannten Sommerfrischenorte Oberstdorf in Oberbayern zugetragen.

Dort befindet sich dicht an der österreichischen Grenze, unmittelbar vor dem Eingange in das Walser Tal, eine unbeschreiblich wilde und unzugängliche Klamm, die im Volksmunde recht bezeichnend „die Zwing“ genannt wird und damals noch unzugänglich war. Turmhohe Wände schließen diese oben ganz enge, nach unten sich etwas erweiternde Klamm ein, auf deren Grund ein Gebirgsbach über Felsblöcke dahintobt. Der Blick in diese Tiefe ist schauerlich, ein Absteigen ganz unmöglich, besonders im Winter, wenn die im Sommer von Nässe triefenden Wände von ungeheuren, viele Zentner schweren Eiszapfen starren.

Eines Tages erlegte nun in der Nähe der „Zwing“ ein Oberstdorfer Jäger einen riesigen Berghirsch, der noch einige verzweifelte Sätze machte und plötzlich wie in den Boden hinein verschwunden war. Kein Zweifel, das Tier war in die „Zwing“ gestürzt. Nun galt es, die Jagdbeute ans Tageslicht zu bringen. Aber das war ein halsbrecherisches Unternehmen. Einer der Jäger hatte sich zwar in die Schlucht an einem Seile hinabgelassen und zunächst den Ort festgestellt, wo der Hirsch lag; leider war aber gerade dort die von obenher unzugänglichste Stelle der Klamm, und alle erfahrenen Leute des Ortes erklärten ein Aufbringen des Hirsches deshalb für unmöglich.

Da meldete sich eines Tages ein Mann aus dem Dorfe Tiefenbach, der durch seine Bärenstärke und seine Waghalsigkeit bekannt war, und verlangte für das Heraufholen des Hirsches vierzig Mark. Man ging von seiten der Oberförsterei darauf ein, und Schöll — so hieß der Kühne — begann mit noch neun

Männern kein Wagestück, und zwar bei schärfster Winterkälte. Von geeigneten Vorrichtungen besaßen die Männer nichts als einige hundert Meter festen Hanfseiles. Die Stelle, von der aus allein das Abseilen in die Schlucht erfolgen konnte, war eine abschüssige Felsplatte von höchstens zwei Meter Breite neben zwei über dem Abgrunde zusammengewachsenen Fichtenbäumen. Auf diesem schmalen Platze, wo jedes Ausrutschen den sicheren Tod bedeuten mußte, wurden die Männer aufgestellt, die den in die Tiefe abfahrenden Gefährten am Seile zu halten hatten. Einer der Leute wurde zunächst hinabgelassen, um den Hirsch festzubinden. Der Mann saß in einem jener breiten Lederstücke, aus denen das Geschirr der Pferde besteht, und war mit Stricken um Leib und Schenkel am Seile befestigt. Auf halbem Wege zur Tiefe löste sich plötzlich eine große Schneewächte von einem vorspringenden Felsen und hätte den Mann unfehlbar hinabgestürzt, wenn er nicht so gut angeseilt gewesen wäre. Das Herablassen dauerte mehr als eine halbe Stunde, und an eine weitere Gefahr hatte man noch nicht einmal gedacht: an die ungeheuren Eiszapfen, die von den Wänden niederhingen und oft nur eines stärkeren Luftzuges zum Abstürzen bedurften. Aber es ging glücklicherweise ohne solche Zwischenfälle ab. Der Mann gelangte unten an. Nahezu drei Stunden arbeitete er in der eisigen Tiefe, ehe es ihm gelungen war, die Hinterläufe des Hirsches anzuseilen und so die Beförderung nach oben vorzubereiten. Dann ließ er sich wieder hinaufziehen, berichtete über den Befund und stärkte sich dann durch einen Schluck Enzian, des allgemeinen „Lebensweckers“ der Alpen.

Und dann begann das schwerste Stück der Arbeit. Es war notwendig, daß jemand die Last lenkte, damit sie nicht irgendwo hängen blieb, und Schöll ließ sich zu diesem Zwecke selbst hinab. Während des ganz langsam ausgeführten Hinablassens stieß er mit einer Stange und mit den Füßen soviel Eiszapfen ab, als er irgend erreichen konnte. Und das war gut, denn er und der Hirsch wären beim Heraufseilen unter der furchtbaren Last der Eismassen beim geringsten Anstoß zu Brei zerschmettert worden. Aber schon das Hinabgleiten auf diese

Art war lebensgefährlich, weil das Seil dabei in beständiger schaukelnder Bewegung blieb.

Unten angelangt, gab Schöll sofort das Zeichen zum Aufziehen, und langsam bewegten sich nun der leblose und der lebende Körper dem oberen Rande der Schlucht zu. Da — in halber Höhe stockt plötzlich der Transport. Alles Ziehen war vergeblich, der Hirsch hatte sich dermaßen „verhangen“, daß man bei allzu scharfer Anspannung schließlich ein Reißen des Seiles befürchten mußte. Da kam Schöll auf den Gedanken, die Last zu erleichtern und so den Hirsch wieder flott zu machen. Geschickt schwang er sich mit seinem Seil an den Hirsch heran, zog sein Weidmesser und begann — in etwa vierzig Meter Höhe über dem Grunde der Schlucht frei in der Luft schwebend — das Tier kunstgerecht auszuweiden.

Das Wagestück gelang. Sogar den „Aufbruch“ wußte der unerschrockene Mann noch zu retten, indem er ihn in einen auf seinem Rücken hängenden Rucksack schob! Wirklich konnte der Hirsch nun, um nahezu einen Viertelzentner erleichtert, über die hindernde Stelle hinweggebracht werden, und bald langten Mensch und Tier oben an. Der Jubel der zehn war natürlich groß, und was nun noch zu bewältigen blieb, war ein Kinderspiel gegen das Wagestück in der Schlucht.

In Oberstdorf und Umgegend waren die zehn mit ihrem Führer die ausschließlichen Helden des Tages. Am Weihnachtsabend verspeisten sie gemeinsam den Aufbruch des Hirsches, den ihnen der Oberförster über die Belohnung hinaus überlassen hatte. O. Th. St.

Plakatkunst im Feld. — Unser Heer ist ein Volksheer im besten Sinn des Wortes, denn in ihm sind alle Stände und Berufe, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Wissenschaftler und Künstler vertreten.

Einer dieser Künstler hat sich den Scherz gemacht, die moderne Geschäftsanpreisung, das Plakat, in launiger Weise für das Kruppsche Riesengeschütz, die fleißige Bertha, in Anwendung zu bringen. Der gewaltigen Granate ist ein grimmig blickender Hausdrache eingefügt worden, der sich wie die eherne Namensschwester fleißig rührt und für die Feldgrauen Strümpfe strickt.

Die fleißige Bertha am Quartier des Batterieführers.

Das Plakat hängt am Quartier eines Bataillonskommandeurs in Frankreich. Fraglos geht die strickende Bertha, auch wenn sie ein fürsorgliches Herz für unsere tapferen Krieger besitzt, mit ihrer Umgebung ebensowenig zart um wie die schießende Bertha mit unseren Gegnern. Th. S.

Briefkugeln. — Einen belagerten Platz vollständig von der Außenwelt abzuschließen, ist nicht möglich. Schon die Pariser haben 1870 mit Erfolg Brieftauben und Luftballone verwendet, dazu kommen jetzt noch die neuen Errungenschaften, unterirdische Kabel, drahtlose Telegraphie und nicht zu vergessen die Flugzeuge, wie solche ja bekanntlich monatelang nach und aus dem belagerten Przemysl den Dienst versahen.

Früher hatte man diese Hilfsmittel allerdings nicht, aber Schlauheit und Erfindungsgeist wußten sich zu jeder Zeit zu helfen.

Es war im Jahre 1475, als die damals stark befestigte Stadt Neuß vom Herzog Karl dem Kühnen von Burgund belagert wurde. Die Kölner, die ebenfalls auf seiten der Neußer Bürgerschaft standen, ließen nichts unversucht, um ihrer Schwesterstadt zu Hilfe zu kommen; aber stets vergebens, da der festgeschlossene Ring der Belagerer jeden Verkehr mit den Eingeschlossenen unmöglich machte. Um aber diese doch wissen zu lassen, daß man ihnen zu Hilfe kommen wolle, verfielen die findigen Kölner auf eine List. Sie schossen nämlich kurzerhand ihre Mitteilungen über die Köpfe der Belagerer hinweg in die Stadt hinein, derart, daß die „Briefkugeln“ auf einem Wiesengelände zwischen der Stadtmauer und den Außenwerken niederfielen. Die Eingeschlossenen schickten dann natürlich ihre Antwort auf die gleiche Art und Weise wieder an die Kölner zurück. Ein solcher Brief, und zwar der erste, am 21. April 1475 hinübergeschossene, nebst der Antwort der Neußer sind noch heute im Stadtarchiv von Köln aufbewahrt. Eine Reimchronik, die diesen burgundischen Krieg behandelt, besingt den Vorfall folgendermaßen:

„Cöln, dich mag Gott bewahren!
In dir sind Viele wohlerfahren
Und tapfere Mannen eingesessen,

Und weißheit Groß und ongemessen!
Allwo die Kunst man hat erfunden,
Des Briefeschiessens zu diesen Stunden!
Ich will glauben, dass dergleych
Nicht mehr gesehen auf Erdenreych!" A. M.

Von einer Affenschule, die er unweit einer malaiischen Niederlassung in einem einsam gelegenen Gehöft auf Sumatra antraf, berichtet ein Reisender folgendes: „Ich war nicht wenig erstaunt, als ich vor dem geräumigen Bambushause auf großen Gestellen angebunden einige Dutzend Vertreter jener Affenart vorfand, die sämtlich zu der Familie der Makaken gehörten. Diese werden von den Malaien Baru genannt, sind aber in europäischen Tiergärten als ‚Schweineschwanzaffen' bekannter, da ihr kurzer Ringelschwanz sehr große Ähnlichkeit mit dem unserer einheimischen vierbeinigen Specklieferanten hat. Die Baru sind äußerst kräftige Tiere, werden bis zu 65 Zentimeter lang und besitzen bei sonst dunkelolivenbraunem Körper ein fleischfarbiges Gesicht, ebenso gefärbte Hände, Ohren und sehr große Gesäßschwielen, eine Farbenzusammenstellung, die im Verein mit der vorspringenden Schnauze und den mächtigen Backentaschen die Baru nicht gerade als Schönheiten erscheinen läßt.

Mein malaiischer Begleiter mochte wohl an meinem verwunderten Gesicht sehen, wie sehr mich diese Affenherde in Staunen setzte, und sagte daher kurz: ‚Eine Affenschule, Herr!' Der Besitzer des Hauses, ein alter Malaie, gab mir dann die nötige Aufklärung. Er zeigte mir, wie er mit bewunderungswürdiger Geduld und unter stetiger Austeilung von Leckerbissen seine vierhändigen Zöglinge dazu abrichtete, die reifen Nüsse von den Kokospalmen zu pflücken. Eine ganze Anzahl von den Baru hatten es in der edlen Kunst schon recht weit gebracht, zwei oder drei andere aber würden wohl nie sich und ihre Angehörigen ernähren können, da sie zu wenig gelehrig seien. Unter diesen ‚Angehörigen' verstand der braune Dresseur die Familie des Malaien, der ihm diese weniger gescheiten Affen zur Ausbildung übergeben hatte.

Sehr ergötzlich ist es anzusehen, wie der Affe, angebunden

an eine feste, bei ihrer Länge nicht gerade leichte Leine, die Palmen erklettert und nun, oben angelangt, an den Nüssen, die ihm reif erscheinen, zu drehen beginnt. Die halbreifen und deshalb noch fester sitzenden erkennt er sehr bald und läßt dann von ihnen ab, an den gereiften dreht er aber so lange, bis sie herabfallen. Ist die Palme abgeerntet, dann begibt sich der Affe, immer sehr behutsam, an ihre Säuberung, indem er die losen Blattwedel entfernt. Wenn die Arbeit geschehen ist, empfängt er sofort zur Belohnung einige wohlschmeckende Bananen oder eine Handvoll gekochten Reis.

‚Herr,‘ sagte mir später einmal ein alter Malaie, dem ich für einen großen und im Nüssepflücken äußerst geschickten Baru zwanzig blanke Reichstaler, eine in den Augen des Mannes sehr große Summe, bot, ‚wie sollte ich das wohl tun!‘ Und auf den Affen zeigend, fügte er hinzu: ‚Jedes Körnchen Reis, das ich, meine Frau und meine Kinder essen, verdanken wir dem Verkauf der vom Baru gepflückten Nüsse, und ich kann mit ihm reden wie mit einem Menschen!‘“ W. K.

Die Kriegslieferung. — Auf dem Kontor eines Lodzer Fabrikanten erschien zu Beginn des Krieges ein russischer Feldwebel, um im Auftrag der Intendantur nach dem Preise von Hemdentuch zu fragen, da von solchem ein großer Posten benötigt werde. Der Fabrikant, der den Mann selbst empfing, forderte für den bemusterten Stoff, der sonst mit 90 Kopeken berechnet wurde, in Anbetracht der Umstände 1 Rubel 10 Kopeken.

Nach kurzer Überlegung meinte der Feldwebel: „Nun, der Stoff ist ja gut, aber ich meine, 90 Kopeken sind auch genug dafür. Wenn du damit zufrieden bist, Freundchen, so will ich dafür sorgen, daß du die Lieferung bekommst. Aber du wirst dich dafür hoffentlich auch nicht lumpen lassen.“

Natürlich willigte der Fabrikant in den Vorschlag, und nach dem Genusse einiger Wodkas sowie mehrerer „handdrücklicher“ Freundschaftsbeweise entfernte sich der Soldat mit dem Angebot nebst Muster.

Nachmittags erscheint er wieder und berichtet dem Fabrikanten: „Es wird sofort ein Offizier zum Lieferungsabschluß

erscheinen; du mußt bei dem aber 1 Rubel 10 Kopeken verlangen, Väterchen, denn ich habe soviel angegeben. 20 Kopeken sind doch nicht zuviel für mich? Du verstehst doch — wir teilen dann."

Man „verstand" und versprach das Gewünschte.

Richtig, nicht lange nachdem der Unteroffizier durch eine Hintertür das Haus verlassen hatte, erscheint ein Leutnant, der nochmals über die zu liefernde Tuchmenge verhandelt und auf die neuerliche Forderung von 1 Rubel 10 Kopeken meint: „Nun, ich will den Ankauf des Lagervorrates befürworten, aber Sie müssen 1 Rubel 50 Kopeken als Preis auf die Rechnung setzen. Sie verstehen ja — die 40 Kopeken sollen für mich sein, und —"

Nun, man versteht ja in Rußland vieles, weshalb also nicht auch das, und so wurde denn das „Verständnis" des gemachten Vorschlages mit einer Flasche Rotspon und einem entsprechenden Vorschuß auf das Geschäft besiegelt.

Abends nach dem Dunkelwerden erhält der Fabrikant dann noch den Besuch des Obersten, der die erfreuliche Nachricht bringt, daß die Übernahme des ganzen Lagervorrates angeordnet worden sei. Er, der Oberst, habe allerdings der Einfachheit halber den Preis auf 2 Rubel angenommen, und so könnten sie beide mit dem Geschäft zufrieden sein. Natürlich müsse aber auch die Lieferungsrechnung diesen Betrag aufführen, und der Fabrikant werde wohl die Güte haben, ihm selbst die Differenz auszuzahlen, da man ja nicht wisse, ob man sich so bald wieder treffe.

Unter Zuhilfenahme von zwei Pullen Sekt wurde auch im weiteren Verlaufe der Unterredung dieses „Geschäft" zur Zufriedenheit des Obersten erledigt, worauf man sich unter freundschaftlichem Händeschütteln trennte.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß der Fabrikant wieder etwas über die Angelegenheit hörte. Da wird dieser eines Tages zum Fürsten J., dem Präsidenten des russischen Roten Kreuzes, in das Hotel befohlen. Lange mußte er warten, und als er endlich vorgelassen wird, eröffnete der Fürst ihm barsch, daß der von ihm geforderte Preis von 2 Rubeln ein unverschämter und betrügerischer wäre; es sei deshalb die Beschlag-

nahme seines Lagers zugunsten des Roten Kreuzes angeordnet, und er könne noch froh sein, nicht als Vaterlandsverräter, was ja alle Polen seien, vor das Kriegsgericht gestellt zu werden.

Der arme Fabrikant wurde sofort von zwei Soldaten unter Bewachung genommen, und als er anderen Tages freigelassen worden war, fand er sich als vollkommen ruinierten Mann, denn er hat bis heute noch keine Kopeke für die weggenommene Ware gesehen, die wohl noch ihre besondere „Berechnung“ erfahren haben dürfte. A. M.

„Ganz unter uns!“ — Herzog Friedrich August von Braunschweig, gestorben im Jahre 1805, war ein bei seinen Untertanen ebenso beliebter wie gefürchteter Herr. Er liebte nämlich einen guten Witz über alles und war selber in hohem Maße witzig und schlagfertig, nicht selten aber auch voll beißenden Spottes. Körperlich war er unansehnlich, mit einem Buckel ausgestattet, über den er sich häufig selbst lustig machte.

Eines Tages ließ er Einladungen in seinem ganzen Lande ergehen zu einem Fest im herzoglichen Residenzschloß zu Braunschweig, die großes Aufsehen erregten, da sie meist Bürgern und Beamten zugingen, die mit dem Hofe in gar keiner Verbindung standen.

Erst als die Gäste sich am Festabend einstellten, machten sie die Entdeckung, daß ausschließlich Buckelige zusammengebeten worden waren. Nicht ein Normalgewachsener befand sich im Saale. Als dann zuletzt der Herzog im gleichen Buckelschmuck sich zu den vielen Leidensgenossen hinzugesellte, da wurde er von einem wahren Lachsturm begrüßt, der sich gar nicht legen wollte.

Auch Friedrich August lachte aus vollem Halse; der Anblick, der sich ihm bot, war tatsächlich sehr spaßig.

Nachdem der erste Aufruhr gestillt war, erhob sich der Herzog von seinem Sitze und redete seine Gäste folgendermaßen an: „Meine Herren, heute sind wir einmal ganz unter uns und können uns über die Schlanken und Glatten so aufhalten, wie sie sich sonst über uns aufhalten. Ich ersuche Sie, unser Mahl damit zu würzen, daß jeder etwas zum Ruhme des Buckels anführt und der mannigfachen Vorteile, die er uns gewährt.“

Dieser Aufforderung kamen die Geladenen mit guter Laune nach, und das Fest soll eines der lustigsten im Schlosse Braunschweig gewesen sein. C. D.

Eine Ansprache ohne Worte. — Der Italiener verfügt über eine außerordentlich reiche Gebärdensprache. Kreuzt er beispielsweise die Hände übereinander und greift mit den Fingern in die Luft, so bedeutet dies „stehlen“. Fährt er sich mit der geballten Hand von unten nach oben über das Kinn, so hat dies den Sinn einer kräftigen Verneinung.

Diese Ausdrucksfähigkeit durch bloße Gebärden benützte einst König Ferdinand I. zu einer eigenartigen Ansprache. Als Murat geflohen war, nahm Ferdinand als König beider Sizilien wieder Neapel in Besitz. Er hatte die stark entwickelte Bourbonennase und wurde darum vom Volk Re Nasone, König Nase, genannt.

Bald nachdem Ferdinand die Regierung wieder angetreten hatte, zogen Scharen der neapolitanischen Volkshefe nach dem bei Neapel gelegenen Städtchen Resina, um das dortige, von Murat mit großer Pracht ausgestattete Schloß auszurauben. Zufällig befand sich Ferdinand in dem Schloß, als die Volksmenge lärmend einzudringen suchte. Da riß er ein Fenster des zweiten Stockwerkes auf und führte folgende Gebärden aus. Zuerst legte er den Zeigefinger auf den Mund. Darauf kreuzte er die Hände und bewegte schnell die Finger. Zuletzt fuhr er sich mit der Faust von unten nach oben über das Kinn. In Worten bedeutete diese stumme Ansprache: „Ruhe! Stehlen — ist nicht!“

Die Menge starrte anfänglich verblüfft auf den König, dann brach sie in Lachen aus, rief: „Evviva Nasone!“ und zog friedlich nach Neapel zurück. Th. S.

Auch ein Indier. — Während England sich nicht entblödet hat, Zehntausende von blutdürstigen, hinterlistigen Indiern gegen unsere hochgemuten Soldaten in den Kampf zu hetzen, hat es Deutschland für hinlänglich gehalten, einen einzigen Indier, und noch dazu einen keineswegs blutgierigen, sondern recht sanftmütigen, ins Feld zu stellen, einen indischen Elefanten. Unser Soldatenwitz hat ihn den „Feldgrauen“ getauft. Ge-

liefert hat ihn der Heeresverwaltung die bekannte Großtierhandlung von Karl Hagenbeck in Hamburg. Er leistet seine Dienstzeit bei einem Etappenkommando in Nordfrankreich ab

Der „Feldgraue“ beim Tragen von Baumstämmen.

Phot. A. Grohs, Berlin.

und wird für das Tragen von Baumstämmen, die für die Unterstände gebraucht werden, verwendet. Anfänglich wollte sich der vierfüßige Indier nicht an die neuen Verhältnisse gewöhnen.

Als man dann aber seinen Wärter und seine Spielkameraden kommen ließ, Papageien und Affen, wurde er sogleich gefügig und arbeitsam. Th. S.

Zwei Nußbaum-Geschichten. — Der im Jahre 1890 in München verstorbene Professor Dr. v. Nußbaum war nicht nur ein hervorragender Arzt, der sich namentlich um die Kriegschirurgie unvergängliche Verdienste erworben hatte, er war auch ein wahrhaft edler Mensch, gut und hilfreich gegen jeden. Er war der Abgott seiner Studenten. Von armen Studenten nahm er nicht nur keine Kollegiengelder, sondern er unterstützte sie auch in jeder Weise, daß sie ihr Studium beenden konnten. Er war eben ein großer Menschenkenner und wußte jeden zu nehmen, wie die beiden folgenden, buchstäblich wahren Geschichtchen beweisen mögen.

Einst sollte er ein zwölfjähriges Bübchen operieren, so ein rechtes Münchener Kindl. Der Junge wollte von der Operation durchaus nichts wissen, schrie und schlug wütend um sich. Weder seiner Mutter noch den Krankenschwestern gelang es, ihn zu beruhigen. Da betrat Nußbaum den Operationssaal. Ohne Zögern trat er auf das Bett zu, sah den Jungen mit seinen großen blauen Augen durchdringend an und fragte dann ruhig: „Na, Bübl, magst a Bier?“

Da glätteten sich die Züge des Ungebärdigen. „Ei freili mag i's!“

Da sagte der Professor: „Na, dann paß auf, Bübl! Wann d' jetzt ganz brav bist und dich operieren läßt, dann kriegst nachher a ganze Maß. Die Schwester Marie wird s' dir aus dem Löwenbräu holen.“

Da lachte der Bub über das ganze Gesicht und rief: „Freili werd' i ganz brav sein!“ und ohne Zucken überstand er die nicht ungefährliche Operation.

Nußbaum hatte auch einmal eine bayerische Prinzessin operiert und ihr dafür eine ziemlich gesalzene Rechnung gesandt. Der Betrag war der Prinzessin zu hoch, sie suchte selbst den Professor auf und bat ihn, seine Forderung zu ermäßigen.

Nußbaum erwiderte: „Da gibt's nichts zu handeln, Königliche Hoheit. Ich habe feste Preise, die den Verhältnissen meiner

Kranken angemessen sind. Arme Leute behandle ich umsonst, minderbemittelte müssen etwas, reiche aber viel zahlen. Für so eine reiche Prinzessin wie Sie ist's durchaus nicht zu viel."

„Aber für eine so kleine Operation —"

„So klein war die Operation durchaus nicht, denn sie hat Ihnen doch das Leben gerettet. — Schaun S', Prinzeßchen, das Geld wird gut angelegt, denn ich will's ja nicht für mich. Wenn ich eine Prinzessin behandle, so müssen wieder zehn arme Studenten ein Jahr lang davon studieren können."

Da blieb der Prinzessin nichts übrig, als die Rechnung zu bezahlen. —zen.

Ein großfürstliches Trinkgeld. — Der Großfürst Konstantin, Bruder des in den Befreiungskriegen mit Deutschland und Österreich verbündeten Kaisers Alexander I. von Rußland, war von so rauhen, man möchte sagen rohen Manieren, daß man ihn nur den „ungeleckten Bären" nannte. Selbst in Gesellschaften benahm er sich derartig derb, daß ihm die Damen fluchtartig aus dem Wege gingen. Gegen seine Offiziere und Soldaten erlaubte er sich Übergriffe jeder Art. Wie sein würdiger Nachfolger von heute, der berüchtigte Nikolai Nikolajewitsch, nahm er Höhere wie Gemeine unter Umständen beim Kragen und teilte Püffe und Ohrfeigen aus. Selbst dem österreichischen Kürassierregiment gegenüber, das ihm verliehen war, kannte er keine Mäßigung.

Als er es schließlich einmal gar zu bunt trieb, trat ihm der Kommandant des Regiments, Fürst Windischgrätz, mit dem Bemerken entgegen, daß er als Oberst und Führer des Regiments solche Ansinnen nicht dulden dürfe. Der Großfürst geriet in Zorn und packte unter Fluchen und Schimpfen den Oberst am Ohr. Gelassen steckte dieser seinen Degen ein, meldete den Vorfall dem Generalkommandanten und schickte dem Großfürsten eine Forderung auf Pistolen. Der Kaiser Alexander bezeigte dem Bruder sein Allerhöchstes Mißfallen und nötigte ihn, in aller Form Abbitte zu tun und eine Ehrenerklärung zu geben. Danach verschickte er ihn, um weiteren Entgleisungen vorzubeugen, „in wichtigen Aufträgen" nach Warschau.

Auf dieser Reise erging es ihm mit einem böhmischen Postkutscher noch schlimmer.

Als die Fahrt bergauf einmal etwas langsam ging, geriet der Jähzornige in Wut darüber, daß die Pferde bergauf nicht ebenso rasch liefen wie bergab. Er schlug dem Postillion, der seine vier Rosse vom Bock aus lenkte, den Hut vom Kopf, faßte ihn beim Schopf und hämmerte ihm unter dem Zuruf: „Das ist dein Trinkgeld, dein Trinkgeld!“ mit den Fäusten derartig auf dem Kopf herum, daß der Schädel des Rosselenkers, wäre er nicht ein böhmischer gewesen, unfraglich in Stücke geborsten wäre.

„Gleich wird's nach Wunsch gehen,“ meinte schließlich der Postillion, stieg von seinem Sitz und machte sich an den Pferden zu schaffen. Er strängte sie ab, gab dreien den Laufpaß nach Hause und schwang sich auf das vierte. „So, nun sollst du dein Trinkgeld doppelt und dreifach zurückhaben,“ rief er dem erstaunten Herrn im Wagen zu. Dabei schwang er seinen Peitschenstiel, und jeder Hieb saß. Die Schläge fielen so dicht, daß der Großfürst glauben mußte, in ein Hagelwetter gekommen zu sein.

Dann wandte der Postillion sein Pferd den anderen nach. Da er sich sagen mochte, daß die böhmische Musik dem russischen Prinzen wohl kaum gefallen habe, so blies er ihm im Davonreiten noch „Schöne Minka, ich muß scheiden“ vor.

Dem Großfürsten aber blieb nichts übrig, als seinen Adjutanten zur Poststation zurückzuschicken, um ihm Genugtuung und frische Pferde zu verschaffen. Der Postillion hätte den Vorfall bereits gemeldet und wurde vom Postmeister, den der Großfürst vorher ebenfalls beleidigt hatte, in Schutz genommen. Man freute sich, daß Seine Kaiserliche Hoheit so gründlich Land und Leute kennen lernte, und die halbe Nacht Muße auf der Landstraße wurde ihm nicht minder gern gegönnt. Konnte er dabei doch über den Wert falschen Hartgeldes nachdenken und in aller Ruhe den Reingewinn berechnen, mit dem er ein Trinkgeld, das er in dieser Münzsorte zu zahlen gedachte, in österreichischer Währung verzinst zurückerhielt. A. O.

Millionärslaunen. — Es dürfte wohl kaum einen seltsameren Krösus gegeben haben, als Mr. Eli Hawkins, der ein sehr großes Vermögen besaß, schließlich aber in Armut gestorben ist. Von seinen Launen erzählt man sich heute noch in Kalifornien allerlei Geschichten.

Als Hawkins, damals schon ein vielfacher Millionär, vor etwa vierzig Jahren mit seiner Frau von San Franzisko nach Los Angeles zog und die Summe von 800 000 Dollar in barem Gelde in einem großen Lederbeutel mit sich führte, hatte das Ehepaar, wie es offen zugab, die Absicht, diesen kleinen Teil seines Vermögens in möglichst kurzer Zeit anzubringen. Wie sie das getan haben, darüber wird man sich noch lange in Südkalifornien unterhalten.

Im Los Nietostale kaufte Hawkins 300 Acres unfruchtbares Land und ging sofort an die Arbeit, diese Wüste in ein Paradies zu verwandeln. Ein ganzes Heer von Arbeitern nahm er in seine Dienste, nach allen Richtungen schickte er Agenten aus, die ausgewachsene Bäume kaufen sollten, teils sollten diese Schatten spenden, teils aber auch zur Zierde dienen. Auf eigens erbauten Wagen wurden diese Bäume nach seinem Gute geschafft und hier eingepflanzt. Ganze Karawanen von Wagen konnte man sehen, die Erde von einem Teile des Gutes nach dem anderen schafften, um hier Berge erstehen zu lassen und dort Täler; wie Pilze nach dem Regen wuchsen in einem einzigen Tage Felsgrotten aus dem Nichts hervor, wie durch Zauberkraft entstanden Teiche und Bäche, bis unter der geschickten Leitung erfahrener Landschaftsgärtner innerhalb weniger Wochen aus dem unfruchtbaren Land ein herrlicher Garten geworden war.

Das aber genügte dem künstlerischen Auge von Mr. Hawkins nicht. 7000 Dollar gab er für Bildsäulen aus, die auf Rasenplätzen und in Hainen aufgestellt wurden, und um deren Wirkung zu erhöhen, mußten sie zwei seiner Diener mit Farbe und Pinsel bearbeiten. Merkur entzückte das Auge durch seine grünen Trikots und schwarzen Haare; Venus erglänzte in blauen Pantoffeln und roten Strümpfen; sämtliche Liebesgötter wurden schwarz mit blauen Streifen bemalt, und Bacchus er-

schien in einem nüchternen Grau mit einer rotglühenden Nase.

Inmitten dieser rasch entstandenen Pracht hatte sich inzwischen auch ein palastähnlicher Herrensitz erhoben, und damit diesem nichts zu seiner Vollkommenheit fehle, ließ Eli mit einem Kostenaufwande von 12 500 Dollar sich eine Bar einrichten. Mit der reichhaltigsten Auswahl von Getränken, die es überhaupt in ganz Kalifornien gab, war sie ausgestattet und stand unter der Leitung eines erfahrenen Fachmannes. In der Gesellschaft lustiger Zechgenossen verbrachte hier der Millionär täglich mehrere Stunden, weidete sich an den Erfolgen seines Unternehmens und verteilte mit offener Hand Champagner und Zigarren.

Seinen Marstall besetzte er mit dreißig der teuersten Pferde, die man für Geld überhaupt kaufen konnte; sein Wagengeschirr war mit Gold ausgelegt, und so schöne und kostbare Kutschwagen, wie er sie besaß, waren in ganz Amerika nicht zum zweiten Male zu finden. Um aber allem die Krone aufzusetzen, fuhr er in einem Wagen, dessen Gespann die Kleinigkeit von 6000 Dollar gekostet hatte, und trug einen solchen in Lumpen zerfetzten Anzug, wie ihn ein Bettler kaum anzuziehen wagen würde.

Die Geschichte seiner späteren Absonderlichkeiten würde einen ganzen Band füllen, und wir können hier nur ein paar davon erzählen. Einmal kam er auf den Einfall, zu Nachtzeiten auf den Wegen des Los Nietostales ein großes Wettrennen zu veranstalten. 7000 mächtige Wachskerzen wurden an Stöcken befestigt und die Straßen entlang aufgestellt. Eine große Tribüne war errichtet worden, von der aus Mr. und Mrs. Hawkins in einsamer Größe dem Wettkampfe zusahen. Eine von Los Angeles herbeigerufene Musikkapelle verkürzte die Langeweile der einzelnen Pausen durch lustige Weisen.

Ein andermal, als Hawkins von einer Reise nach San Franzisko zurückkehrte, ließ ihn seine Frau in Los Angeles durch eine Musikkapelle begrüßen. Die Landstraße entlang, die zu dem Gute führte, kam die Kapelle anmarschiert, sie blies ihre Trom-

peten, schlug die Trommeln und rasselte mit ihren Zimbeln. Sodann folgte ein offener, mit den Landesfarben geschmückter Landauer, der von vier kohlrabenschwarzen Rappen gezogen wurde, die auf das prächtigste ausstaffiert waren. Wie zwei gekrönte Häupter saß Hawkins mit seiner Frau darin. Vor ihnen stand ein Korb mit Champagner, und wenn Hawkins auf der heißen, staubigen Landstraße jemand erblickte, dem er besonders wohlwollte, so warf er ihm eine Flasche Champagner zu.

Eines schönen Tages kamen Mr. und Mrs. Hawkins ganz plötzlich auf den Gedanken, daß es doch recht hübsch aussehen müßte, wenn alles Vieh auf ihrem Gute, ihre Schafe, Hunde und Katzen, gleichmäßig gefärbt wären. Nach reiflicher Überlegung entschied man sich für Violett. Sämtliche Kühe des Gutes, die Ochsen, Schafe, Hunde und Katzen mußten ein Bad in violetter Farbe nehmen. Wer den Anblick genossen hat, wie eine Meute violettfarbener Hunde über die Felder jagte, wie violettfarbene Schafe auf den Feldern sich tummelten und eine Herde violettfarbener Kühe auf einer Wiese sich dem süßen Geschäft des Wiederkäuens hingab, wird ihn so bald nicht vergessen. Leider aber leckten die violetten Kühe zu eifrig an ihren Flanken und mehrere der teuersten gingen an Vergiftung ein.

Ein Lieblingszeitvertreib von Eli und seiner Frau, die beide vorzügliche Schützen waren, bestand darin, daß sie ihre schönbemalten Bildsäulen als Scheiben gebrauchten, und in unglaublich kurzer Zeit gab es auf ihrem Gute keine einzige ihrer Statuen, die nicht mehrere ihrer Gliedmaßen verloren hätte. Auf diese Weise war der Zweck, mit den mehr als drei Millionen Mark in kürzester Frist fertig zu werden, denn auch binnen Jahresfrist erreicht. J. C.

Küsse vor Gericht. — Ein junger Sportsmann in St. Louis erlag der Versuchung, junge Mädchen, denen er in abgelegenen Straßen begegnete, mit Küssen zu überschütten. Danach sprang er jedesmal auf den Kutschbock seines Wagens und fuhr davon. Aber so schnell er auch war, der Polizei entging er doch nicht. Er wurde eines Tages ertappt, verhaftet

und schließlich auf drei Jahre ins Zuchthaus gesteckt. Die Strafe fiel deshalb so hoch aus, weil seine Küsse von den Geschworenen als schamlose öffentliche Gewalttaten betrachtet worden waren.

In New York verlegte sich ein Chauffeur auf das Küssen von Kindern. Sein Unternehmen sollte ihm aber sehr schlecht bekommen, denn nicht nur, daß er von Angehörigen der Kinder wiederholt abgefaßt und weidlich durchgeprügelt wurde — er kam auch schließlich, als eines der überfallenen Mädchen in Krämpfe verfiel, vor Gericht, das ihn wegen „Körperverletzung durch Küsse“ zu einer vierjährigen Zuchthausstrafe verurteilte.

Glimpflicher kam ein Herr Thomson aus Chicago davon. Freilich war er aber auch nur beschuldigt, der Frau seines Freundes einen Kuß unter einer listigen Vorspiegelung entlockt, also einen Betrug begangen zu haben. Der Fall war folgender: Thomson hatte die in Rede stehende Dame einmal um einen Kuß gebeten. „Sie sind verrückt!“ antwortete sie. „Um keinen Preis?“ fragte Thomson und sah sie erwartungsvoll an. Als echte Amerikanerin wurde sie bei dem Worte „Preis“ sehr aufmerksam, bedachte sich und sagte dann: „Nun wohl, ich will gern einer Wohltätigkeitsanstalt etwas schenken. Ein Kuß von mir kostet fünfhundert Dollar.“ — „Gut,“ versetzte Thomson und ging, um das Geld zu holen. Nach einer Weile kam er wieder, gab ihr das Geld und erhielt den vereinbarten Kuß. Eine Stunde später sagte er zu dem Manne der Schönen: „Für die fünfhundert Dollar, die ich vorhin von dir lieh, fand ich keine Verwendung. Beim Vorüberfahren überlieferte ich sie deiner Frau. Vielen Dank.“ Und weg war er.

Abends kam der Ehemann nach Hause. Seine Frau empfing ihn mit freudestrahlendem Gesicht. Sie wollte ihm die Geschichte mit Thomson erzählen und seinen Rat betreffs Verwendung der fünfhundert Dollar einholen. Allein während sie ihm den Rock ausziehen half, sagte er: „Thomson hat dir ja fünfhundert Dollar gebracht. Er lieh sie heute von mir, aber eine Stunde später kam er zu-

rück und sagte, daß er sie nicht brauche und sie deshalb dir gegeben habe."

Voll Erbitterung schenkte die Frau dem Manne jetzt reinen Wein ein, worauf sofort beschlossen wurde, gegen Thomson gerichtlich vorzugehen. Er wurde denn auch richtig verklagt und mußte nicht nur die für den Kuß vereinbarten fünfhundert Dollar, sondern auch weitere tausend als Buße für seine besondere Schlauheit in Kußsachen erlegen. O. v. B.

Ein fideles Gefängnis. — Das hohe Gericht des ansehnlichen sächsischen Dorfes Wilthen bei Bautzen hatte im Jahre 1750 den Bauern Peter Jokuff zum Widerruf der gegen die Richter geäußerten Beleidigungen und zur Abbitte oder bei Weigerung zu Gefängnis bis zur geschehenen Erledigung verurteilt. Der hartnäckige Bauer ließ es aber aufs Äußerste ankommen. Da es nun in Wilthen damals kein Gefängnis gab, so setzte ihn die findige Ortsbehörde in die — Dorfschenke dergestalt in Haft, daß sie ihn mit einem Bein an einen Schenktisch fesselte.

Von dieser Stunde an hatte die Schenke einen Zuspruch wie nie zuvor. Die Gäste kamen von weit und breit, um sich den merkwürdigen Gefangenen zu besehen und ihn mit Speise und Trank zu bewirten, wobei es äußerst lustig zuging.

So saß Jokuff fünf Monate. Da baute das Gericht um ihn und den Schenktisch, an den er gefesselt war, einen Bretterverschlag, der abgeschlossen wurde, und setzte den Gefangenen auf „Wasser und Brot". Als der rechthaberische, hartnäckige Sünder auch dieser Verschärfung seiner Strafe volle sechs Monate getrotzt hatte, erbaten und erhielten die gefängnislosen Wilthener Gerichtsherren die Erlaubnis, ihren Gefangenen ins Zuchthaus nach Waldheim einliefern zu dürfen, wo dieser sich dann gar bald zu Widerruf und Abbitte bequemte. W. F.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

DATE DUE
